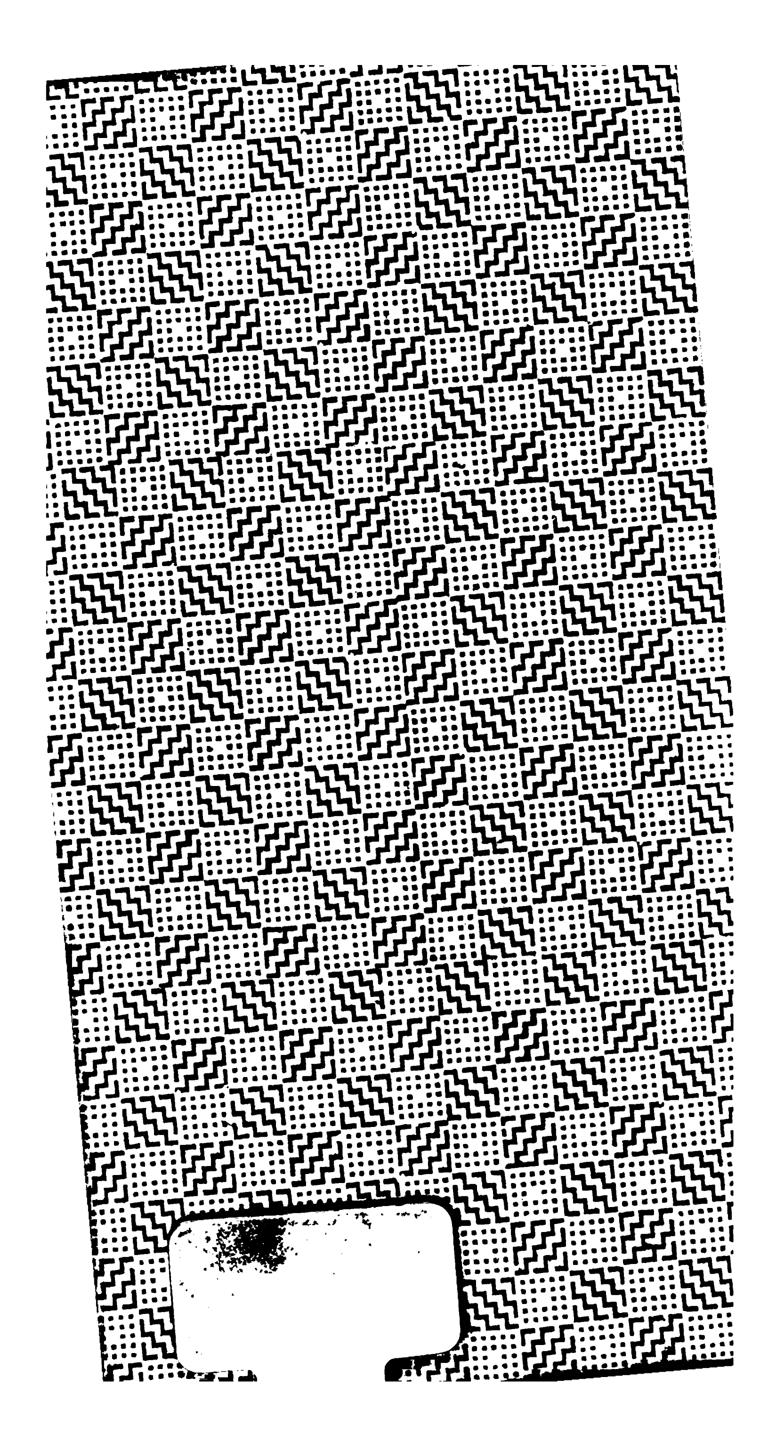
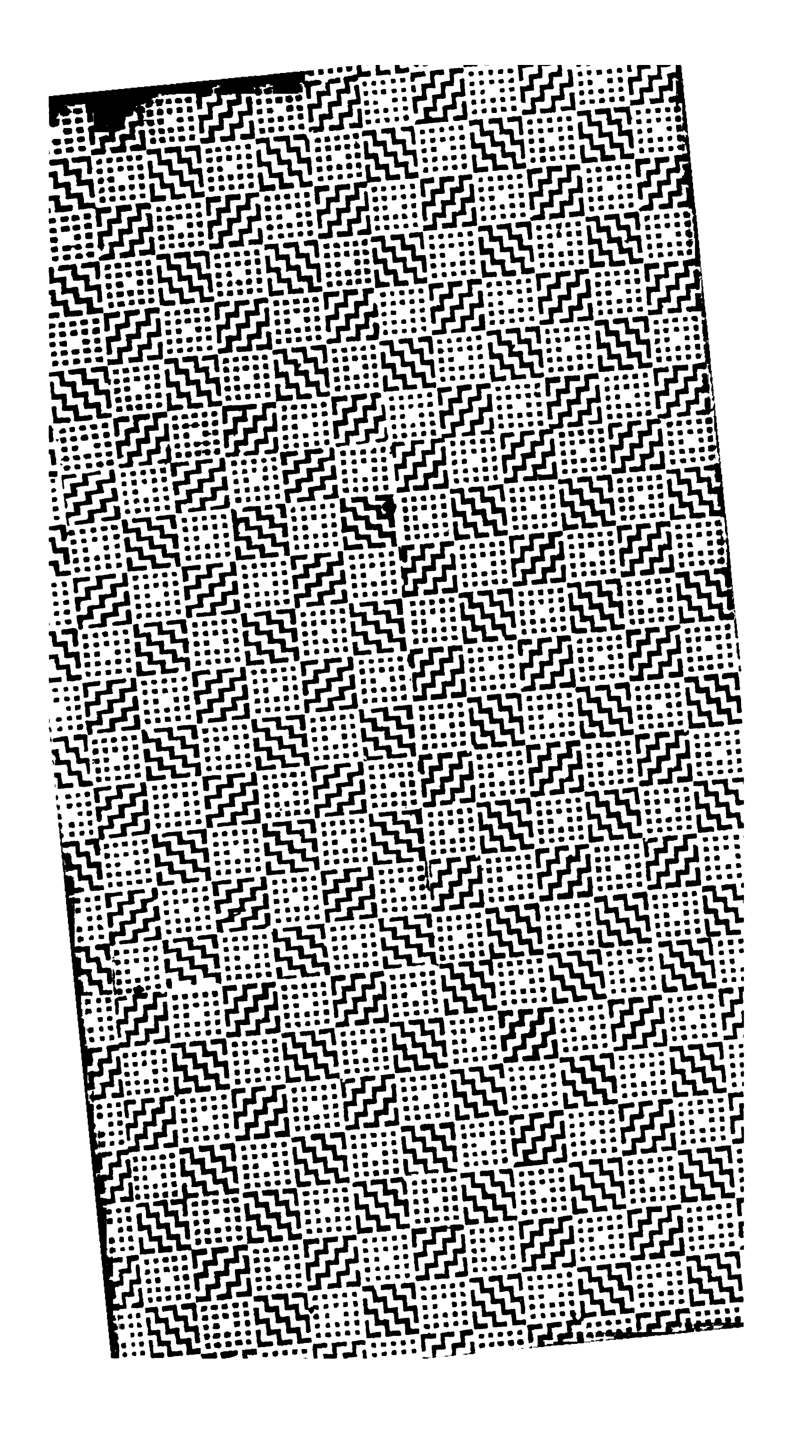






200,–

Briefe

über

Gutzkow's Ritter vom Geiste.

Von

Alexander Jung.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1856.



Briefe

über

Gutzkow's Ritter vom Geiste.



Briefe

über

Gutzkow's Ritter vom Geiste.

Von

Alexander Jung.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1856.



Kommt auf des Meeres öden Wogen
Dem Schiffer, aus der Ferne her,
Ein Heimathsegler her gezogen,
Ein Landsmann auf dem fremden Meer,
Mit gleicher Flagge, gleicher Weise
Der Muttersprache, fühlen Beide
Der gleichen Heimath gleiche Freude,
Glückwunsch sich rufend laut zur Reise:
Fahr' wohl! Und mögen wir bestehn
Den Sturm, daheim uns wiedersehn!

Alexander Jung.

Vergleiche: «Die Ritter vom Geiste», Dritte Auflage, VIII, 132.



I.

Welche Freude gewährt es mir, hochverehrtester Freund, Ihnen endlich schreiben zu dürfen, daß ich Gutzkow's «Ritter vom Geiste» nun auch gelesen, genossen, vielfach erwogen und durchdacht habe! Sie sind mir in dem Allen längst zuvorgekommen. Sie haben mir fast einen Vorwurf daraus gemacht, daß ich bei meinem Interesse für Gutzkow die Lectüre so lange unterlassen konnte. Ich sage: fast, denn Sie wissen, es gereicht mir Manches zur Entschuldigung. Als die erste Ankündigung jenes Romans erschien, wie schnell theilte ich es Ihnen mit, wie war ich darauf gespannt, mit dem Ganzen vertraut zu werden. Ich verschlang die ersten Capitel, welche bekanntlich zuerst im Feuilleton der «Deutschen Allgemeinen Zeitung» erschienen. Dieses Blatt kam mir später nicht regelmäßig zu Gesicht. Ich bedauerte das in Betreff des Romans nicht zu sehr, denn der Anfang der «Ritter» hatte mich bereits so gewaltig erfaßt, daß ich jede Unterbrechung wie eine Entweihung

fühlte, daß ich darnach trachtete, das Ganze in einem Ruck in mich aufzunehmen. Aber auch im Nächsten waltete manch' ungünstiger Zufall. Als das Werk im Buchhandel war, kam es mir leihweise in die Hand. Mit gesteigerter Erwartung begann ich zu lesen, mich zu vertiefen, mußte aber den Roman seinem Besitzer auf einige Zeit wieder zurückstellen. Als das Dichtergebilde mir wieder zu Gebote stand, schoben sich Arbeiten, schoben sich ungünstige Stimmungen zwischen Wollen und Vollbringen. Man sollte von dergleichen nicht abhängig sein, aber man ist es dennoch. Auch gebietet hier, meines Erachtens, ein Gesetz der Aesthetik. Der Schaffende wie der Aufnehmende, Beide sollten stets über reine Stimmungen wachen, um nicht das, was nur Gewölk des eigenen Seelenlebens ist, auf das Object übergehen zu lassen. Daß das alles aber so und nicht anders gekommen ist, will ich mir sogleich zum Vortheil auslegen. Es ist seit dem ersten Erscheinen der «Ritter» schon wieder ein ganz anderer Zeitgeist in's Leben getreten. Der Dichter hat ihn in seinem Werke auf's Deutlichste und Feinste verspürt, hat ihm in Rede und Gegenrede bereits vollauf Gestalt geliehen. Auch hat sich die Kritik über Gutzkow's Leistung von den verschiedensten Seiten her ausgesprochen. Obgleich ich Späterer nun am wenig-

sten bei dem hier zu verweilen gedenke, was die bloße Zeit oder die bisherige Kritik betrifft, so wird Beides mir darin doch zu Statten kommen, daß ich schon abzumessen vermag, wie viel etwa die Zeit unserm Romane anhaben kann, und ob die Kritik das überall schon genugsam gewürdigt hat, was der eigentliche Charakter der «Ritter» ist, wodurch sie für alle Zeit Werth und Bedeutung erhalten.

Indem ich nun in einer Reihe von Briefen meine Ansichten über Gutzkow's «Ritter vom Geiste», Ihrem Wunsche gemäß, Ihnen mittheile, werde ich mir erlauben von all' den Freiheiten Gebrauch zu machen, welche man der Briefform zuzugestehen pflegt. Ich werde keine systematische Ordnung befolgen, dennoch in einer aus dem Romane selbst sich ergebenden Weise verfahren. Ich werde weder erschöpfen noch mich zu sehr beschränken, weder kalter Referent noch mäkelsüchtiger Recensent sein. Ich weiß nun einmal keinen kalten Bewunderer der Schönheit abzugeben. Unsere heutige Kritik, beiläufig gesagt, leidet nicht selten daran, daß sie sich auf die Seelenbeschaffenheit eines Werkes gar nicht einläßt, daß sie nur den Leib der Seele zergliedert, höchstens in der Relation den Knochenbau des frühern Lebens nothdürftig wieder auffädelt. Die Kälte, die Schärfe und selbst die Sauber-

keit des bloßen Anatomen können aber den Geist und die Schönheit nicht wieder heraufbringen, am wenigsten daß sie für beide erglühen werden. Und doch sollte die echte Kritik das Werk eines Genius noch einmal schaffen, das Ganze und Einzelne mit Liebe durchdringen, ohne es zu tödten. So möchte ich in meinem Unternehmen also verfahren, daß ich zunächst einige Gesichtspunkte in Erwähnung bringe, die für «Die Ritter vom Geiste» von höchster Wichtigkeit sind; daß ich im Weitern Ihnen sage, ob und in welcher Art die einzelnen Maße, Verhältnisse, Gestalten, Gruppen sich mir in der Gesammtschau als Kunstwerk herausgestellt haben; um dann mit Ihnen das Innere des Baues zu durchwandern, die Vorgänge zu verstehen, die Charaktere zu ergründen, mit ihnen zu verkehren, und mit demjenigen zu schließen, was die eigentliche Ausbeute ist, die vielleicht Leben und zwar neues Leben wecken wird für die Zukunft. Ich werde dabei nicht verschweigen, wo ich von den Lebensansichten, den Unternehmungen, den Mitteln, die Menschheit vorwärts zu bringen, von den «Rittern» etwa abweiche. Wo ich ihnen aber beitrete — und das dürfte in den meisten Fällen geschehen —, wo ich das Feuer eigener Begeisterung an der Flamme des herrlichen Dichters noch stärker entzündet fühle, da

müssen Sie, Verehrtester, der Sie wahrhaftig auch kein Phlegmatiker sind, meiner Glut und Phantasie schon etwas vergeben, und überhaupt meinen Gedanken und Ausdrucksweisen freien Spielraum gestatten.

Man hat Grund anzunehmen, daß nicht selten die ganz bestimmte Zeit, in der man die Bekanntschaft mit einem ausgezeichneten Menschen, einem trefflichen Buche macht, eine Bekanntschaft, die vielleicht sogar Freundschaft wird, einer höhern Nothwendigkeit unterliegt, wie mit dem, was vorausgeht, in einem stetigen Zusammenhange sich befindet. Es gibt in der That eine prästabilirte Harmonie unter den Geistern, von der sich die Philister nichts träumen lassen. Eben war ich mit einer Untersuchung beschäftigt (aus der sogar ein Buch entstehen sollte, und auch wol entstehen wird): wie eine ganz neue Reform der menschlichen Gesellschaft zu bewerkstelligen sei. Ich fragte mich, ob nicht zu Gunsten des vollendeten Staats und der vollendeten Kirche eine Durchfahrt zu entdecken wäre zwischen dem, was man bis dahin ausschließlich Staat und was man bis dahin ausschließlich Kirche genannt. Ob man denn immer streiten und sogar kriegen werde über politische und kirchliche Verfassungsfragen, wobei jedes Volks- und

Gemeindewesen sein Bestehen allein für das beste erklärt, und dennoch der Menschenfreund bei jedem Schritte Bildung und Wohl der Menschen gefährdet sieht. Und ich mußte jene Frage mir allerdings mit Ja beantworten. Es gibt nicht bloß eine Durchfahrt zwischen dem Staat und der Kirche, eine Entdeckungsreise, die aus jenen Sphären alles das mitnimmt, was sie in der Reihe der Jahrhunderte des Reifen, Herrlichen gezeitigt haben, es gibt auch eine dritte Sphäre, die mehr besagt als jene beiden, indem sie beide in ihrer Vollendung darstellt, eine Sphäre, die schon jetzt ihr Lichtfluidum auf die Erde erstreckt, dessen Mittelpunkte wir aber näher rücken sollen, auf daß alles Irdische davon verklärt werde. Dieses Centrum zu erreichen, ist die Aufgabe des Staats und der Kirche selbst. Schon in der frühesten Zeit war dem Menschengeschlechte der Zug nach jener Sphäre tief eingeprägt. Die früheste Verfassung aber wird auch wieder die letzte sein. Freilich wird sich jene zu dieser verhalten wie der Keim zur Frucht. Die Urtheokratie, nachdem der noch unscheinbare Keim längst gesprengt worden ist, wird sich zu einer Wunderblüte und Fruchtfülle entfalten, welche die reifgewordene Theokratie nicht im Sinne der Juden, sondern aller Menschen in der Einheit mit Gott sein

wird. Gründet nur erst — oder vielmehr gegründet ist es längst —, bauet nur erst das Reich Gottes auf Erden aus, und ihr habt die wichtigste, die heilbringendste aller socialen, staatlichen wie kirchlichen Aufgaben gelöst! Die Forderung, daß der Staat in die Kirche aufgehen solle, ist uns aus den Zeiten der Hierarchie längst bekannt. Man hat neuerdings auch gefordert, die Kirche solle in den Staat aufgehen. Beides ist gleich einseitig und ohnmächtig. Gründet das Reich Gottes, und ihr habt Beides in Einem, ihr habt den Culturstaat und habt die triumphirende Kirche, und habt dennoch mehr als jedes von beiden in seiner besondern Gestalt!

Auf dieser Höhe und in dieser Sonnennähe müßte bei ihren Anlagen, die menschliche Gesellschaft längst angekommen sein. Welche Schätze der Bildung sind von ihr erarbeitet worden, die bis dahin noch keiner Gesammtheit bleibend zu Gute gereichen! Welches Licht hat das Christenthum längst angezündet, und hat Gott vor allem als den Geist offenbart, seinen Geist bis an's Ende der Welt, und drüber hinaus, den Seinigen verheißen, und hat bereits selbst ein Ritterthum des Geistes gewollt, gegründet, welches freilich bald genug in eines des bloßen Ahnenthums, des Herkommens, der Geburt, der Waffe oder

gar der rohen Gewalt und Intoleranz sich verwandelt hat. Es ist nicht wahr, was die Faulen, die Stumpfen und die Boshaften behaupten, daß die Menschheit auf jene Höhe eines Gottesreiches schon auf Erden gar nicht zu gelangen vermöge, daß sie sich wenigstens nie darauf werde erhalten können. Die Menschheit hat sich nur verspätet, und diese Verspätung ist entstanden durch den unglaublichen Leichtsinn, mit dem der vorhandene Gottesschatz ist verwaltet worden. Dieser Schatz aber enthält nicht bloß den Plan, er ist in seinem Inhalte schon das Gottesreich auf Erden.

Diese und eine Menge anderer Gedanken beschäftigten mich im Innersten, als mir Gutzkow's Roman: «Die Ritter vom Geiste» zuging. Je weiter ich nun in dem Ganzen vordrang, desto mehr erstaunte ich über dieses Zusammentreffen mit dem, was mir die Seele bewegte. Ich fand, daß gerade der weitere Fortbau des Gottesreiches, freilich in einer ganz andern Art wie bisher, nach ganz andern Bauregeln, in einer rüstigern Weise, in einem großartigern Zusammenhange, die eigentliche Grundökonomie des Werkes sei. Ich fand, daß gerade da die Lebensnerven des Werkes lägen, wo so viele Kritiker und andere Leser nur todtes Maschinenwesen gesehen hatten, oder einiges Brausen und Knattern gehört, was

der Meister des Baues selbst hervorbringe um einiger Ostentation willen. Ein gewisses Klappern war der Dichter — fast zu großmüthig — geneigt, gegen meine Ueberzeugung, zuzugeben.*) Gerade aber den Herzpunkt seines kolossalen Werkes hatten so Viele völlig außer Acht gelassen, gerade den Bund der Ritter, und alles das was sich darin von Mysterien des tiefsten Inhalts entdecken läßt. Gerade dieses hatten gewisse, überkluge Leute wieder für eine bloße Mystification genommen, für ein Hokus Pokus, das der Dichter zum Besten gebe, um zum Besten zu haben, oder für Nichts und wider Nichts Spannung hervorzubringen. Hat doch dasselbe auch «Wilhelm Meister» erfahren, so wenig haben sich in diesem Betrachte die Zeiten geändert!

Möge die gerecht verfahrende Kritik später ausfallen, wie sie wolle, schon das muß für einen Dichter in hohem Grade einnehmen, daß er noch den Muth hat, an Rettung und Fortschritt zu glauben; daß er in einem Zeitalter des Materialismus, welches fast nur noch an Maschine und Dampf glaubt, an die Macht des Stärkern und der militärischen Waffe, den Geist für den wahrhaften Triumphator erklärt, und ein Ritterthum verkündet, welches in diesem

*) Vergl. Vorwort zur dritten Auflage, S. XIX.

Geiste seinen Adel, seine Stärke, seinen unwidersteh-lichen Sieg erkennt. Um aber im Verständniß wie in der Beurtheilung einem solchen Werke gerecht zu werden, dürfen wir nicht nach beliebter Sitte die beiden Vorreden zu dem Ganzen übergehen. Es finden sich in ihnen Andeutungen, Erörterungen vor, die für den nachfolgenden Roman ein- für allemal ent-scheidend sind. Suchen wir uns über diese Punkte mit aller Vorsicht zu verständigen, und wir haben unserer spätern Auffassung und Beurtheilung um ein Beträchtliches vorgearbeitet.

Der Dichter bezeichnet, überraschend genug, den Roman des 19. Jahrhunderts als den „des Neben-einander". Es war vorauszusehen, daß dieser Ausspruch arge Misverständnisse, heftigen Streit ver-anlassen würde. Der Ausspruch ist sehr treffend, aber der Leser ist oft sehr unfähig im Verstehen. Ich sehe von allem andern ab, und sage Ihnen nur, wie ich jene Bezeichnung mir gedeutet habe. Ich erkenne, daß Gutzkow mit dem Romane „des Nebeneinander" da wieder anknüpft und weiter führt, wo Goethe auf-gehört hatte. Das Nebeneinander ist zunächst der Begriff des Raumes, das Nacheinander ist der der Zeit. Die Natur als Gesammtheit der Körperwelt existirt vorzugsweise im Raume, die Geschichte als

Complex von Ereignissen, Begebenheiten vollbringt sich ganz besonders in der Zeit. Freilich läßt sich das nicht so abgrenzen. Auch die Natur bedarf der Zeit, denn auch auf ihrem Gebiete gibt es ein Geschehen; aber auch die Geschichte bedarf des Raumes, denn es gibt für ihre Ereignisse einen Schauplatz.

Wir Menschen alle fangen auf Erden mit dem Nebeneinander an, denn wir beginnen mit der Natur. Diesen noch glücklichen Naturalisten, den Kindern, ist alles nah und nachbarlich, denn sie kennen noch keine Ferne. Das Kind greift nach den Schmetterlingen, nach den Wolken, und will mit seinen Händchen die Sterne wie Blumen pflücken. Das Kind nimmt jeden Menschen wie ein Mitglied seiner Familie, und spürt darin den Zusammenhang der großen Menschheit-Familie. Es ist ihm alles und jedes in die traulichste Nähe gerückt, und die ganze Körperwelt, mit all' ihren Bewohnern, schaut das Kind in demselben holden Nebeneinander, wie die Kartenhäuschen, die es sich gebaut hat. Sogar die Tage und die Jahre der Geschichte ahnt es noch nicht in ihrem ganzen Nacheinander. Aber — mit den zunehmenden Kenntnissen wird das anders. Die Natur erweitert sich uns stets mehr als ein Ungeheures, dessen Fernen völlig zu durchmessen wir gar nicht gewachsen sind. Das wäre

indessen noch zu ertragen, denn wir sind zunächst auf den Planeten angewiesen, den wir bewohnen. Aber die Geschichte nimmt uns in Anspruch. Sie reißt uns in die Weiten ihres furchtbaren Nacheinander, furchtbar, weil wir nie wissen können, was Alles noch kommt, kaum wissen, was Alles schon gewesen ist. Da muß sich wol der Mensch helfen, wie er eben kann. Er macht Geschichte für seinen Gemüthsbedarf, er erdenkt sich Geschichten, in denen er die Weltgeschichte zwar copirt, nämlich nach allgemeinen Gesetzen, aber im Uebrigen so verfährt, wie er meint, Andere und sich für die Entbehrungen und Schläge des Schicksals schadlos halten zu können. Kurz, er macht Geschichten, die man Romane, Dichtungen überhaupt, nennt, die uns jedoch in ein Phantasieland verlocken, welches uns nicht wenig ergötzt, von dem wir aber aussagen müssen, daß es uns oft schlaff macht, daß es den Stürmen des Lebens kein Bollwerk ist, uns am wenigsten in den Stand setzt, Herren unseres Schicksals zu werden. Diese erdichteten Geschichten reißen die Klüfte des Diesseits und Jenseits, der Hölle und des Himmels, die Klüfte des Nacheinander noch viel weiter auf, als die wirkliche Geschichte, denn diese hat es wenigstens mit den Gesetzen der Periodicität und der Wirklichkeit zu thun, jene huldigen in

ihrer eigentlichen Erfindung nicht selten der Willkür, oder doch wenigstens der Phantasie, und wollen uns mit Verbindungen abfinden, die uns nichts helfen, weil sie im Gebiete vielleicht des ewig Unmöglichen liegen.

So kehrt der tiefere Mensch am ersten aus aller Unruhe der Geschichte zur Natur wieder zurück, der Dichter zumal. Wie er aber jetzt zur Natur kommt, nun er sich mit allen Schätzen der Erfahrung und Bildung erfüllt hat, verhält er sich anders zu ihr wie früher. Der Dichter vor allen bedarf der Natur, um nicht tastend, sondern sicher zu schaffen. Denn wer bildet sicherer als die Natur? Der Dichter jedoch wird ihr Nebeneinander nicht stets bis in die Unendlichkeit verfolgen — denn der Dichter soll gestalten — aber er wird es sich zum Muster gereichen lassen. Wie der wahre Dichter das Nacheinander der Geschichte schon mitbringt, so wird er die Natur durch die Geschichte, und besonders durch die Gedanken, die ihn treiben, verklären, er wird aus dem Nacheinander der Geschichte und dem Nebeneinander der Natur eine Ineinsbildung beider gewinnen, welche immer erst der Ausdruck des echten Kunstwerkes ist. Die größten Poeten aller Jahrhunderte haben in ihren Meisterwerken eine solche Aussöhnung zwischen Geschichte und

Natur zu Stande gebracht, und dadurch Raum und Zeit über sich selbst hinaus zum Ausdrucke dessen erhoben, was ewig ist. Was aber ist es doch, das dem Romane des 19. Jahrhunderts, und in unserm Falle den «Rittern vom Geiste» noch ganz besonders den Charakter des Nebeneinander ertheilt? Vermögen wir diese Frage mit Glück zu beantworten, so haben wir damit zugleich Einsicht erhalten, wie sich hinfort das Reich Gottes auf Erden weiter ausbreiten werde; aber wir haben dann auch den Standpunkt erreicht, um über den Gesammtbau unseres Romans ein Urtheil abgeben zu können.

II.

Ich eile um so mehr, Verehrtester, meine zuletzt angeregte Frage zu beantworten, als Sie mir schreiben, daß Ihnen unsers Dichters Behauptung, der Roman des 19. Jahrhunderts sei der „des Nebeneinander“, viel zu schaffen gemacht habe, und daß Sie am wenigsten einsehen, wie solches Prädicat den Romanen der frühern Zeit fehlen solle. Was die Forderung des Nebeneinander betrifft, so hat sicher das Herz bei Gutzkow den vorwaltenden Antheil daran. Nicht bloß der Verstand, der in Gutzkow ein so scharfer, mit eigenthümlichster Ironie (man vergleiche nur seine «Oeffentlichen Charaktere») alle bloße Halbheit ätzender und zersetzender ist, das Herz vor allem ist das Leben Treibende, Schaffende in den «Rittern vom Geiste», sodaß sogar die Schärfe unsers Dichters gegen gewisse Zeitrichtungen aus den Betheiligungen eines liebevollen, Alles umfassenden Gemüths bei ihm hervorgeht. Das Herz im Menschen überhaupt ist ja

hegender, pflegender Natur, während der Verstand sich schon in der Auflösung genügt; das Herz fühlt ein Bangen darnach, daß Alles in seine Nähe gerückt werde, daß wo möglich nichts irgendwie Eigengeartetes der Menschheit verloren gehe, während der Verstand auf's Schnellste die Krisis beeilt, und an ihr schon seine äußerste Grenze erreicht. Der Ausdruck, mit dem wir unsern Nebenmenschen unsern „Nächsten" nennen, ist im höchsten Grade prägnant. Das alte Testament drückt in seiner patriarchalischen Unübertrefflichkeit das ursprünglichste Nebeneinander dadurch aus, daß es sagt, Gott habe das Weib dem Adam aus der Rippe geschaffen, und dasselbe Nebeneinander für das kommende Gottesreich finden wir in herrlicher Weise in den Worten Christi: „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast." Man müßte sich wenig auf dies wunderbare Saitenspiel des menschlichen Herzens verstehen, welches jeder Lufthauch zu erregen vermag, wie viel mehr nicht die gewaltigen Stürme des Lebens, der Geschichte bewegen werden, um nichts von jener Wehmuth zu kennen, welche das ewige Scheiden und Kommen der Existenz in uns erweckt, von jener Sehnsucht, welche durch die

Räume der Natur, durch die Zeiten der Geschichte ruft. Daher das Ungenügende an aller Getrenntheit, an allem Nach- und Außereinander. Ich habe oft das menschliche Herz auch in dieser Beziehung belauscht, und was ich beobachtete, hat mir Licht gegeben, auch für den Roman des Nebeneinander. An den Tischen der Großen und Reichen fühlte ich oft ein brennendes Verlangen, in der Hütte des Elends zu sein, an dem Mahle der Armen Theil zu haben. In Paris und in Rom würde ich London und Petersburg vermissen; im Urwalde und in den Prairien Amerikas, den zartern Baumschlag Europas, die traulichern Eichen- und Fichtenwälder, den Wieswachs Deutschlands; am Südpol den Nordpol. Hat euch im Genusse eurer reichlichen Comforts, im Behagen eurer geistreichen Gespräche nie das Herz Eintrag gethan, wenn ihr an demselben Abende den Verurtheilten im Kerker wußtet, der morgen zum Tode geführt wird? Und mußtet ihr nicht für heute euer Vorhaben lassen, um einsam im Geiste wie jener Unglückliche mit Gedanken und mit dem Sterben zu ringen, da auch er, der Verbrecher, euer Nächster doch ist? Gewiß, Palast und Strohdach, Lebenslust und Jammer, Luxus und Noth, Salon und Schaffot bilden auch ein Nebeneinander, welches das Herz sich nicht nehmen läßt.

Das Herz des tiefern Menschen fühlt in der Unruhe des Lebens ein Ungenüge, welches keine moralische Ungenügsamkeit ist; es will in dem Nach- und Außereinander Alles nebeneinander und beisammen haben, in der Bewegung will es die Ruhe, und findet beide zuletzt nur in Gott, der vorzugsweise der Geist ist, und in künstlerischen Darstellungen, welche annäherungsweise das göttliche Leben mitten im Processe des menschlichen abbilden. Daher sagt Gutzkow so bedeutsam in der ersten Vorrede zu den «Rittern»: „Das, was der Dichter schildern will, ist oft nur das, was zwischen zwei seiner Schilderungen als ein Drittes, nur dem Hörer Fühlbares, in Gott Ruhendes, in der Mitte liegt." Man könnte als Erklärung hinzufügen: „Wo zwei in meinem (in Gottes) Namen versammelt, d. h. nebeneinander sind, da bin ich als der Dritte mitten unter ihnen." Drei, von denen Gott der Dritte ist, machen auch schon für das Ritterthum des Geistes ein Collegium (das dreiblätterige Kleeblatt), bilden schon die Gemeinde, die freilich Alle bilden sollen und einst auch werden.

Ich könnte Ihnen, verehrtester Freund, für das Gesagte, in Sachen des Alles und Jedes hegenden Herzens, aus unserm Romane die ergreifendsten Stellen anführen. Ich will nur auf Luise Eisold, dieses Weib

aus dem wärmsten, reinsten Vollblute des Volks, hindeuten, wie sie Hackerten umwaltet, ihm, der halb Auswürfling der Gesellschaft und Verbrecher, halb gebildet, sich selbst genug und Philosoph der Straße und der Spelunke ist, auf Wegen und Stegen nachgeht, um ihn bangt und für ihn zittert, für ihn, der bei aller Selbsthülfe gebrechlich, und mit einem Uebel behaftet ist, welches überall einen Abgrund vor ihm eröffnet. Solches Mitleid mit dem Unglück, mit dem Leid ist ein echter Zug aus dem Volke. — Oder ich will auf Oleander hinweisen, diesen vorzugsweisen Dichter im Gedichte des Romans, der mit dem Wohllaute seines Herzens und seiner Harfe Aller Schicksale begleitet, wie sein eigenes hegt, der Todten gedenkt wie der Lebenden, und Hüben und Drüben, alle Freuden und Leiden des Diesseits mit seinen Tönen ausgleicht, und das Getrennteste und Widerspenstigste zu einem wohlthuenden Nebeneinander bringt.

Aber keineswegs bloß aus der Natur des eigenen Herzens kommt dem Verfasser der «Ritter» der Roman des Nebeneinander. Er wird ihm auch von der Geschichte, und wie diese mit verschärfter Intelligenz sich auch wieder der Natur zuwendet, selbst von dieser als eine Nothwendigkeit geboten. Die großen Revolutionen der Neuzeit, deren entscheidenste uns an die

hin wirkte die Wissenschaft, zumal in dem stolzen Aufschwunge, welchen die deutsche Philosophie nahm, dahin wirkten neue Revolutionen, verheerende Krankheiten, dahin die sich stets deutlicher hervorgestaltende Universalität der Literatur, das immer weiterreichende Spiel der Presse mit dem der Kanonen um die Wette, dahin die überraschenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, Industrie, Dampfschiff und Eisenbahn. Jede politische, wissenschaftliche wie sonstige Einseitigkeit auf Kosten eines gleichmäßigen Nebeneinander, jedes bornirte Nivellement, jedes Uebereilen und Verzögern hat sich furchtbar gerächt, und wird sich stets mehr rächen. Keine sich isolirende, übermächtig werdende Staats- oder Gemeindeverfassung kann sich auf die Länge mehr halten; die Völker wie die Gemeinden wollen vor- nicht rückwärts, streben in dem sich umgestaltenden Europa unverkennbar nach einem gemeinsamen Verbande, sie wollen nicht mehr gegen-, nach- und außereinander bestehen, sondern nebeneinander, ja ineinander, und der niedrigste Arbeiter mit der Hand soll ebenso Theil haben an einem menschenwürdigern Zustande wie der Arbeiter mit dem Geiste, wie der Arbeiter im Cabinet.

Zwei Grundzüge im Charakter des gegenwärtigen

Zeitalters sind offenbar: der Abschluß, als wolle man eine neue Welt-Aera beginnen, eine Uebersicht, eine Zusammenschau gewinnen, und die Beschleunigung, um Zeit und Raum zu verkürzen; beides drängt auf das Nebeneinander hin und drängt auch die Dichter, demgemäße Welten zu bauen, die nicht bloß das Frühere reflectiren, sondern zugleich wie Fata-Morganen einer höhern Wirklichkeit das Kommende abspiegeln. Ein solcher Weltmarkt, noch dazu in einem so riesigen Wunderbau sich darstellend, wie der londoner Krystallpalast ist das unterrichtendste und brillanteste Nebeneinander alles Fleißes und aller Kunstfertigkeit der Erde, und wir könnten Gutzkow's Roman «Die Ritter vom Geiste» nur gleich den Krystallpalast der modernen Socialpoesie nennen. Ein wissenschaftliches Werk, nach einem so allumfassenden Plane gearbeitet und ausgeführt wie der «Kosmos» von Alexander von Humboldt, bringt uns die Ergebnisse und Errungenschaften bisheriger Naturbeobachtung zur Anschauung, und legt uns die Gesetzmäßigkeit des Diesseits und Jenseits, die Phänomene beider, in einem überraschenden Nebeneinander bloß. Ein solcher Naturforscher steht wie auf einem der höchsten Gebirge der Erde, auf dem sich die Jahreszeiten ganz so im Nebeneinander darstellen, wie sie im Norden

im Verlaufe eines Jahres sich nur nacheinander zu erkennen geben; und so schaut er auch alle Reiche und Reihen der Natur bereits nebeneinander. Was Dampfschiff und Eisenbahn für das Nebeneinander leisten, ist längst uns bekannt. Raum und Zeit werden durch den Dampf in ihrem Außer- und Nacheinander fast getilgt; unser Reiseleben macht das Nacheinander kaum mehr möglich; alle Stände wie Individuen, ob hoch oder niedrig, ob reich oder arm, reisen jetzt nebeneinander, ein Umstand, der auch für ein so zukunftvolles Werk wie Goethe's «Wanderjahre» von höchster Wichtigkeit und prophetischer Bedeutung ist, worüber man die nöthigen Vergleiche und Folgerungen anstellen wolle.*) Möge man über die Prosa der Beförderung durch Dampf sagen, was man wolle, es liegt darin für den Reisenden und Dichter die Möglichkeit nicht zu erschöpfender Romane des reizendsten Nebeneinander.

Schwerlich nun aber wird Gutzkow, in jenem Anspruche des Nebeneinander für den Roman unsers

---

*) Ich habe denselben Gesichtspunkt des Nebeneinander, freilich in ganz anderer Beziehung, auch in meinem Buche: „Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts" (Mainz 1854), S. 227 fg., geltend gemacht.

Jahrhunderts, behaupten wollen, daß ein solcher Verlauf nicht auch schon in manchen Werken einer frühern Periode sich angekündigt habe. Welches Moment der Poesie wäre dieser denn völlig fremd, wo sie überhaupt zur Reife gekommen ist? Dagegen das Nebeneinander in seiner vollständig epischen Ausbreitung, in seiner auf die Wirklichkeit selbst auslaufenden Gesellung des Großen und Kleinen, des Hohen und Niedrigen, um ein gemeinsames Schicksal zu produciren, Alles und Jedes mit der vollen Betheiligung des Herzens aus dem Volke herzuleiten und wieder zum Volk hinüberzuführen, solches war erst dem socialen Zeitalter der Gegenwart vorbehalten, und wurde in der Vollständigkeit des Romans zuerst durch Goethe und Gutzkow verwirklicht.

Goethe ist recht eigentlich der Dichter der modernen Entwickelung, welcher mit Prometheischer Kühnheit und Sokratischer Weisheit die Poesie vom Himmel auf die Erde bringt, ohne je ihrer Abkunft, ohne je des Himmels droben (wie so viele ohnmächtige Titanen der Neuesten) zu vergessen. Goethe erkannte schon in seiner Weise, daß vor allem die Poesie im Bunde mit der Religion dazu berufen sei, das verlorene Paradies auch auf die Erde wieder herüberzuleiten, ein Reich der Cultur zu gründen, das allen feind-

lichen Gewalten und lauernden Uebeln unserer dermaligen Existenz überlegen ist. Wie Viele beten gedankenlos: „Dein Reich komme", ohne auch nur zu ahnen, daß es seinem Fundamente nach längst gekommen ist, daß es aber auch immer mehr komme, und daß es doch einmal auch ganz da sein müsse das Reich des Geistes, der Liebe und des Friedens. Goethe, den man stets im Verdachte der Stockaristokratie und des Heidenthums hat, wächst dennoch mit seinen «Wanderjahren» schon ganz in das reinmenschliche Socialreich herein, und gibt sich schon überall als Ritter, aber auch als Bürger im Reiche Gottes zu erkennen, so daß jenes Nebeneinander, welches selbst Ihnen, mein Freund, bei unserm trefflichen Gutzkow ein solcher Stein des Anstoßes gewesen ist, von Goethe bereits angestrebt wird, ja in den «Wanderjahren» schon entschieden hervortritt, wie denn unsers Dichters «Ritter vom Geiste», freilich in ganz origineller Weise, das unendliche Thema der «Lehrjahre» und «Wanderjahre» weiter bearbeiten, und an den letzten Roman nachbarlich grenzen.

Daß Goethe schon mehrfach von der Idee des Nebeneinander bewegt worden ist, dafür führe ich an seine Neigung, sich mit künstlichen Darstellungen in

verjüngtem Maßstabe zu umgeben, welche ihm die in der Welt zerstreuten Wunderwerke der Kunst immerbar vergegenwärtigten, zusammen vorhielten, ferner seine Ueberzeugung von einer kommenden Weltliteratur. In den «Wanderjahren» ist für das Nebeneinander wichtig die „kolossale Gruppe" der Künstler (Goethe's Werke, Taschenausg., XXII, 165); sodann Makarie, die, als das eigentliche Herz der Wanderjahre, Jenseits und Diesseits, Großes und Kleines nebeneinander schaut; ferner ist für das Nebeneinander jener Stelle zu gedenken, in welcher Wilhelm in echt-musikalischer Stimmung und Auflösung aller Gegensätze, trennender Räume und Zeiten, Nachts bei Mondschein, in seinem Zimmer, die fernen Lieben neben sich sieht: „Die Geister aller lieben Freunde zogen bei ihm vorüber, besonders aber war ihm Lenardo's Bild so lebendig, daß er ihn unmittelbar vor sich zu sehen glaubte" (XXIII, 9); endlich noch die ganze Art, wie am Ende des Romans mit großartiger, heiterster Sorglosigkeit die Auswanderung betrieben wird, wie die Gesellschaft, der große Bund, im Geiste, in dem Verfolge desselben Zweckes, doch nebeneinander bleibt, ungeachtet er sich trennt, indem Einige über den Ocean gehen, Andere auf dem deutschen Festlande verharren, und doch auch diesen Amerika nahe ist. Sodaß es

schon am Anfange des dritten Buches mit Recht heißt, im Sinne eines weltweiten Nebeneinander aller Verbündeten: „Ueberall sind sie zu Haus" (S. 15). Doch — ich komme auf Gutzkow's Nebeneinander zurück. Verstehe ich den Dichter recht, so macht er die Forderung, und führt sie in seinen «Rittern» auch aus, es solle sich der Roman des 19. Jahrhunderts, um das Leben nicht bloß unvollständig zu reflectiren, sondern es vorwärts zu bringen und zu verklären, mehr in die Wirklichkeit einarbeiten. Der moderne Roman solle nichts als unwesentlich betrachten, nichts als unbedeutend verachten, sondern das Kleinste und Größte in sein Allleben mitaufnehmen. Er soll die Hütte mit dem Palast, die Armuth mit dem Reichthum, das Elend mit dem Uebermuth ausgleichen; er soll die Wirksamkeit des Niedrigsten wie die des Höchsten zugleich in Anschlag und zur Darstellung bringen, um die starre Getrenntheit aufzuheben, die Unruhe und Bewegung der Geschichte um des bloßen Nutzens willen in die göttliche Ruhe und das Innewerden des Geistes und der Schönheit hinüberzuführen, die Arbeit mit der Feier für einen Jeden in Einklang zu setzen. Dieser ganze Proceß, wie der Dichter ihn in seinen «Rittern», jetzt mit dem

Pathos fast der Tragödie, dann wieder mit der feinsten, zartesten Anempfindung an das Kleinste der Komödie und des Genrebildes darstellt, ist nicht ohne den furchtbarsten Kampf mit der Welt, wie sie gegenwärtig noch ist, auszuführen. Dieser Kampf aber wird hier mit dem Schwerte des Geistes, zu Gunsten des Geistes, um diesen auf Erden endlich zum Siege zu bringen, gefochten, und auch die Feldlager der Kämpfenden grenzen dicht nebeneinander. Der Kampf natürlich fällt ganz in die Zeit, und zwar gerade in die Zeit, in welcher wir leben. Aber — der Kampf und das, was man an dem Werke das „Zeitgemälde" genannt hat, ist keineswegs die Hauptsache, und aus ihnen wird man nimmermehr zum Verständnisse des Nebeneinander wie des ganzen Romans gelangen. Es ist wahr, es ist ein gewaltiges, schmetterndes Kleingewehr- und Pelotonfeuer, welches der Dichter auf seine Zeit losbrennt, er zielt gut und trifft perfect; wir erkennen die Angeschossenen, die Gefallenen oft auf ein Haar. Aber nicht dieses knatternde Feuer der agirenden Vordermassen, sondern das riesige solide Hintertreffen, die großen Gedanken, welche die «Ritter» wie Congreve'sche Raketen und Feuerkugeln hinübersenden, diese intelligente Phalanx des Ritterthums selbst, langsam aber sicher nebeneinander vorschreitend, gibt uns

erst Einsicht in das ganze Nebeneinander des Romans, in das, was seinen unvergänglichen Werth ausmacht.

Unser Dichter, wie er sein Nebeneinander beabsichtigt und ausführt, macht jenen luftigen Idealismen früherer Romane ein Ende, welche nicht bloß die Geschichte, sondern auch den ersprießlichen Gedankengang willkürlich unterbrechen, jenen Idealismen, die gleich hangenden Gärten oft nicht einmal auf massive Schlösser, sondern auf bloße Luftschlösser gesetzt sind. Gutzkow hat aber zugleich den Muth, in unserer materialistischen Zeit einen Roman durchzuführen, der dennoch seinen Formalismus, seinen Kunstbau aus Gedanken hervortreibt, und nicht die Gedanken nothdürftig erst aus der Form, aus den Ereignissen gewinnt. Er gibt uns in seinem Nebeneinander beinahe ein Labyrinth von Geschichten, die wie die Gemächer eines solchen Riesenbaues stetig miteinander zusammenhängen, alle durch einen Hauptpfeiler getragen werden, doch aus einer Grundidee hervorgehen, und der Dichter selbst ist hier der Ritter vom Geiste, der Theseus, welcher am Faden der Liebe zur Menschheit, zum Geiste, uns sicher hindurchgeleitet, das Ungeheuer heutiger Geistesfeindschaft glücklich bekämpft, und uns, am Ende angekommen, sein Labyrinth vielleicht auch nach einem einheitsvollen Plane gearbeitet

erkennen läßt, und vor allem den einstigen Sieg des Geistes gewiß macht. Denn allerdings, das erst wäre der Triumph und die Krone dieses ganzen, verschlungenen Nebeneinander, daß das Ritterthum des Geistes den Proceß auch gewänne, daß es Posto faßte, um sich weiter auszubreiten, daß wir mit ihm, und seiner rastlosen Thätigkeit hier, da, dort, einem Reiche Gottes auf Erden entgegensähen. Schaute auch der erhabene Jünger auf Patmos, als er seine Gesichte mit feurigen Kohlen niederschrieb, als er den neuen Himmel und die neue Erde sah, schaute doch auch er die himmlische Stadt nicht wie einen hangenden Garten in der Luft schweben, auch nicht auf einem andern Sterne, sondern er sah sie vom Himmel auf die Erde herniederkommen. Auf dieses Reich des heiligen Geistes auch schon auf Erden, auf diese in Erfüllung gegangene Urtheokratie deuten Gutzkow's tiefsinnige, inhaltschwere Worte der Vorrede, die durch das Ritterthum vom Geiste allem schroffen Unterschiede von geistlichem und weltlichem Regiment für die Zukunft ein Ende erklären, indem es bei Gelegenheit des Nacheinander heißt: „Durch diese Behandlung kann die Menschheit aus der Poesie wieder den Glauben und das Vertrauen schöpfen, daß auch die moralisch umgestaltete Erde von einem und

demselben Geiste doch noch könne göttlich, wenn auch völlig anders, als wir bisher sahen, regiert werden.“ Freilich begnügen sich in unserer Zeit nicht Wenige schon mit dem Nebeneinander der Natur, oder schließen bereits mit dem ersten besten Durcheinander in der Staats- und Kirchenverfassung der Geschichte ab.

Wie unendlich viel ist doch mit manchen Aussprüchen gesagt, die durch den gedankenlosen Gebrauch schon ganz trivial geworden scheinen, wenn man sich nur wieder auf den Gedanken in ihnen besinnt! So mit dem bekannten Worte: der Künstler sei dazu berufen, die Natur zu copiren, die Natur nachzuahmen. Die Natur ist in all' ihren Erscheinungen sinnig, reizend, voll Anmuth und Naivetät, und selbst das scheinbar Plumpe, Ungeschlachte hat in ihren Geschöpfen eine Mutterklugheit, einen Mutterwitz, eine Anstelligkeit, die den rechten Beobachter entzücken, den Künstler ewig befruchten, ihm die normgebende Schule sind. Die Natur ist die erste Stufe der Wirklichkeit, die Urausstellung für das Nebeneinander. Ungeachtet in ihr Eins vom Andern lebt, oft Eins sogar das Andere frißt, so ist doch die Natur, davon zu schweigen, daß es auch ein reizendes Nebeneinander feindlicher Wesen gibt, als Ganzes stets das

Nebeneinander des Friedens und der Harmonie. Aber schon in der Natur offenbart sich der Geist als eine höhere Stufe, offenbart sich eine Unendlichkeit von Ideen, die aber noch nicht gleichmäßig in ihr zum Durchbruche kommen. Daher eben muß der echte Künstler bis zum Geiste, und sogar bis zum Geiste der Geister aufsteigen, um auch das Nebeneinander der Geschichte in seinen schöpferischen Bereich zu bekommen, und aus solcher Anschauung des Universums Werke zu schaffen, deren jedes für sich ein vollendeter Kosmos ist. Dann vermag zuletzt ein solcher Künstler, sich selbst bescheidend, im dankerfüllten Hinblicke auf den ihn begeisternden Gott, von seinem Werke die Ueberzeugung zu gewinnen, daß es doch mehr sei als bloß Natur und Geschichte, daß es ein Nebeneinander im Kleinen darstellt, wie es für Gott im und als Universum existirt, und daß ein solches Werk zugleich den endlichen Sieg des Geistes auf Erden verkündet. Wie entsetzenvolle oder anmuthige, wie tragische oder idyllische Geschichten dann der Künstler in seinem Werke auch aufrollt, er bringt sich und uns zur Versöhnung mit dem Weltlauf, dessen wildes Durcheinander er zu einem zukunftvollen Nebeneinander besänftigt. Auf einen solchen Künstler, in Bezug auf die Ruhe, welche er mitten in der Be-

wegung gewinnt — und auch uns mittheilt —, kann man dann anwenden, was Pope von der Art aussagt, wie Gott sich zum Nebeneinander des Weltalls verhält:

Der stets mit einem gleichen Auge, weil er der Schöpfer ja von allen,
Sieht einen Helden untergehen und einen kleinen Sperling fallen,
Sieht eine Wasserblase springen und eine ganze Welt vergehn.

Hoffen wir, auf den Verfasser der «Ritter vom Geiste» in dem, wie er die Ereignisse seines Romans erfindet und sie bewältigt in ihrem Nebeneinander, dasselbe anwenden zu dürfen.

III.

Nicht wahr, es ist doch einer der verfeinertsten, süßesten Genüsse, denen sich der civilisirte Mensch hingeben darf, so in die Ecke des Sophas gedrückt, während der Herbststurm braust, der Regen an die Fenster schlägt, bei der Lampe traulichem Schein, einen geistvollen Roman, noch dazu in einer langen Reihe von Bänden, zu lesen? Was darf man hier sich nicht Alles versprechen! Welcher Bekanntschaften dürfen wir gewärtig sein! Welche eigenen Gedanken, Entschlüsse können sich blitzschnell in uns entzünden, daß wir von diesem Werke, diesem Bande, dieser Seite, Zeile her ein neues Leben datiren! Gewiß, in den kleinsten Raum kann eine Fülle von Geist gedrängt sein. Aber, ich gestehe Ihnen meine Schwäche, verehrter Freund, und lächeln Sie immerhin, ich freue mich jedesmal wie ein Kind, wenn ein Werk, das mich schon von vorn herein fesselt, auch voluminös ist, wenn es mehrere Bände umfaßt, etwa wie ich mich

vor Freude nicht zu lassen weiß, wenn ein Brief von einem geistreichen Freunde auch recht lang ist. Ich kann es mir sehr wohl denken, daß eine Gesellschaft begabter Menschen, etwa wie einst die französischen Encyklopädisten, ein Werk unternähme, welches schlechterdings nie aufhörte, und doch stets interessant bliebe. Und warum nicht? Ist das Menschenleben, würdig geführt, nicht selbst der Art? Ist es etwa zu lang oder zu langweilig? Wird es nicht spannender, je länger wir leben? Ist es nicht voll heiliger Schauer und Entzückungen? Ist es nicht bald voller Rührung, bald zum Todtlachen? Also geht mir doch fort mit eurem Vorurtheil gegen vielbändige Romane! Es kommt Alles auf die Behandlung an. Und der willkommenste Roman wäre mir der, der in der That nie aufhörte, aber stets gedankenreich, stets charakterneu, überraschend, witzig, humoristisch, maßvoll und doch gerade so unendlich wäre wie das Leben, das hoffentlich auch über das Grab hinaus in den köstlichsten Begegnissen unerschöpflich sein wird.

Freilich, es ist oft ein himmelweiter Unterschied zwischen der Vorstellung und der Ausführung. Es will etwas ganz Außerordentliches sagen, wenn ein und derselbe Schriftsteller einen Roman in neun Bänden durchführt, ohne je in der Begeisterung nachzu-

lassen, vielmehr im Schwunge noch zu steigen. Wird aber die künstlerische Form, die Ausgestaltung in einem Gusse, hier auch nur möglich und nun noch gar zu verwirklichen sein? Ueber diesen letzten Punkt wollte ich Ihnen in dem vorliegenden Briefe, was «Die Ritter vom Geiste» betrifft, meine Auffassungen mittheilen. Möchten wir uns hierüber ebenso verständigen, wie es uns über den schwierigen Begriff des Nebeneinander, ganz wider mein Erwarten, gelungen ist!

Der ganze Bau des Gutzkow'schen Romans stellt sich meinem Blicke in neun Hauptmassen dar, die aber keineswegs mit den neun Büchern desselben in unmittelbarem Verhältnisse zu denken sind. Der Verfasser des Romans hat sich sehr lobenswerth vor jeder ängstlichen Symmetrie in Acht genommen, um sich die Freiheit und Leichtigkeit in der Massenbewältigung um so sicherer zu bewahren. Jene Hauptpartien der ganzen Structur sind: 1) Tempelheide und der Pelikan; 2) der Heidekrug; 3) Hohenberg (Plessen); 4) die Rückfahrt; 5) **Vorgänge in der Residenz**; 6) Hohenberg, der Ullagrund, Angerode und andere Ortschaften; 7) das Försterhaus; 8) Ullagrund und Tempelheide; 9) der Tempelstein. — Die Residenz mit den reichen

Ereignissen, die in ihr vorkommen, bildet den mittlern Theil der Gesammtmasse; sie ist der Hauptherd für die eigentliche Entwickelung, und sendet weithin ihre Wirkungen aus, sodaß auch die Hauptpersonen des Romans sich hier ansiedeln, von ihr ausgehen, in sie zurückkehren, oder wenn sie, wie die Ritter zuletzt, sie für immer verlassen, dort doch die entscheidende Richtung ihres Schicksals erhielten. Daß die Residenz, wenn auch die Oertlichkeit der Betheiligten verlegt wird, in dem letzten Verlaufe des Romans sich immer wieder geltend macht, in dem Grade als jetzt die Vorgänge eilen, die Minen springen, die Knoten sich lösen, ist für die leichtere Orientirung des Lesers in dem riesenhaften Nebeneinander höchst weise vom Dichter ersonnen. Ja, es ist in der Ineinsbildung des ganzen Formalismus von besonderer Schönheit, daß wir die Residenz stets auf's Neue zu Gesichte bekommen, wenn sie uns auch durch andere Localitäten zeitweise verdeckt, durch deren Vorgänge entrückt wird, bis endlich die Ritter sich selbständig machen, und auf dem Tempelstein nun selbst residiren.

In dem ganzen Complex des mannichfaltigen Lebens, das auf dem angedeuteten Gebiete zur Sprache gebracht wird, scheinen mir die beiden Nerv- und Hauptknotenpunkte: der Schrein, anfangs im

Besitze des Dankmar Wildungen, und das Bild der verstorbenen Fürstin Amanda. Beide erstrecken ihre Einflüsse auf den ganzen Roman. An den Schrein knüpft sich dann das wichtige Document, welches die gerechte Erbschaft der Brüder feststellen soll, wie sich an das Bild die Memoiren der Fürstin reihen, welche dazu berufen sind, Egon, dem Sohne Amandens, ein Geheimniß zu eröffnen. Wie auf solche Weise der Schrein einen Schatz für diese Welt, nämlich ein bedeutendes Capital für die Wildungen bewahrt, das auch den Rittern zu Statten kommen soll, so enthält, wenigstens später als Stellvertreter für die Memoiren, das Bild ein Exemplar des Thomas a Kempis, den wir einen Schatz für eine höhere Welt nennen müssen, und der den Rittern wol auch zum Heile gereichen dürfte. Schlurck, der Justizrath, verhält sich dann ebenso zum Schrein, indem er ihn den Brüdern entzogen wissen will und entzieht, wie Pauline von Harder zum Bilde, um die Memoiren zu erhalten und sie dem jungen Fürsten zu entziehen, was ihr auch gelingt. Nächst dem Schrein und dem Bilde wären dann hier gleich in Erwähnung zu bringen: jene Taufacte, die sich auf Hackert's Herkommen bezieht, welche er aber in ihrer Wichtigkeit nicht ahnt; und die beiden Halbringe, welche sich auf der Stätte des

Friedhofs, der den Ring (so wie so ein Symbol der Ewigkeit) des Lebens schließt, zu Hackert's und Murray's Erstaunen auch zusammenfinden und schließen.

Aber — welche bewundernswerthe Gabe des Erfindens, welche Mannichfaltigkeit der Situationen, der Bewegungen, der Leiden und Handlungen nun weiter! Die in Erwähnung gebrachten Partien organisiren sich bis in's Zarteste, Feinste, Unscheinbarste, dem der Dichter dieselbe Aufmerksamkeit in der Zeichnung, Ausmalung schenkt wie dem Größten, und doch Alles nach Verhältniß. Da ist es der Maler, der in ein mittelalterliches Baustück selig versenkt ist, um es in seine Mappe zu bringen; ihm gegenüber der behäbige Landsitz eines Großen, eines Greises, der hier vom Geschäft und dem Alter ausruht; und nun gar noch ein Stück Proletariat, ein Mensch, von dem wir gar nicht wissen, ob Bummler, ob Schöngeist, der in diesem artigen Idyll flanirt oder Siesta hält, vielleicht gar vom Monde auf die Erde gefallen ist, da er gar kein Quartier zu haben scheint. Dann wieder lustige Kärrnerwirthschaft, Pferdegewieher, Hundegebell, das fröhliche Mahl zweier glücklichen Brüder, im Dufte draußen des Heus und des Flieders. Dann mitten in der Nacht Feinschmeckerei und witzsprudelnde, gar in die Politik

einschneidende Gespräche unter Vieren, von denen der Eine, der ein Tischler sein soll, auch nicht geringe Räthsel aufgibt, da er eine Bildung verräth, die wir nicht bei dem Hobel, kaum in den gewähltesten Kreisen der Gesellschaft zu finden gewohnt sind. Und welches Gebahren, welche Gegensätze nun erst auf dem Schlosse! Park, Ahnensäle, alte, halb vergilbte Pracht. Drüber weg tobt Advocatenthum, Geldaristokratie, Stallmeisterübermuth; in's Wilde gestachelt von einer Emancipirten, die ihres Rasens, ihres orgischen Taumels kein Ende weiß, die durch feine Tournüre, Geschmack des Anzugs, Schönheit, Geist uns von Sinnen bringt, und selbst an den tollsten Wagnissen, die wir mit ihr mitmachen, immer noch nicht genug hat. Und im Hintergrunde von dem Allen der stille, liebliche Frieden der Natur, den der Dichter uns in Luft und Wald, im Lerchenaufschwung und am Gießbach köstlich zu genießen gibt. Die Gegensätze, die Abenteuer, die Unglaublichkeiten, die vor Spannung unsern Athem stocken machen, überschlagen sich fast, und doch werden sie uns mit einer Ruhe und Klarheit vorgeführt, die uns beweist, daß der Erfinder von dem Allen über seiner Schöpfung steht, und uns auf dem Weltmeere dieser Fahrten wohlbehalten zum Ziele bringen wird.

Doch — was sage ich! Das ist ja Alles erst Ausfahrt, Fahrwasser! Wir fliegen mit einer langen Reihe von Kaleschen, von fashionablen Reitern begleitet, in die Residenz. Nun erst sind wir auf dem hohen Meere angekommen, oder vielmehr, um hier, wo es sich um die ungeheure Macht der compacten Wirklichkeit handelt, eine so flüssige Metapher zu unterdrücken, nun sind wir bei dem spröden Dinge, Welt genannt, erst angelangt, bei diesem verführerischen, gleißnerischen Ungeheuer, vor dessen Fangarmen, verbuhlten Künsten, Absichten voll Wollust und Grausamkeit Lord Chesterfield seinen Sohn in eigens dazu geschriebenen Briefen einst warnte. Und doch, welch' ein harmloses Kind war damals die Welt noch an Raffinement und parfümirtester Bosheit gegen heute! Ja, jetzt erst sind wir in dieser Residenz unsers Romans da abgesetzt, wo eine Unendlichkeit von Intriguen, Rivalitäten, Concurrenzen, Anzettelungen, Gunstbezeigungen und Rachegelüsten uns in ihre Wirbel reißen. Es ist eine so unermeßliche Welt dies, ein solches Wimmelleben von Personalitäten, daß wir unsere alten Bekannten von Tempelheide und Schloß Hohenberg kaum wiederfinden. Sicher aber wohnt unter diesen Straßen- und Häusermassen irgendwo unter einem bescheidenen Dachstuhl das Brüderpaar

der Bildungen; der Eine malt, der Andere schlägt Acten nach, oder sie träumen Beide von ihrem Ritterthum des Geistes auf diesem Straßenschwall unten von imposanter Macht des Ansehns und der Materie. Wie gährt und braust es in diesen Stadttheilen Tag und Nacht! Welche Sphären des tagtäglichen Weltlaufs das, und wie doch alle ausmündend in den erhabenen Zweck des Romans und seiner Helden! Fern dort, noch vor der Stadt auf einer Villa, brütet Pauline von Harder gegen die „kleinen Cirkel" und die „Gesellschaften". Dann in der Residenz selbst sehen wir das Palais des Fürsten Egon, die nur wie ein Absteigequartier betrachtete Wohnung einer Russin, der Fürstin Wäsämskoi; ihre Schwester dagegen, eben aus Paris kommend, steigt in einem der ersten Hotels ab. Im Hintergrunde dieser vornehmen Quartiere kauert sich, in Qualm und Essenbrodem gehüllt, die Brandgasse, ein weitgestrecktes Nest, eine kleine Stadt von Kellergewölben, in welche das Wasser eindringt, mittleren Geschossen, die halsbrechend genug sind, und Giebelspelunken, über Galerien auf Höfe ausschauend, in finstere, schmutzige Gassen und Gäßchen, daß man hier an stilles Abgethanwerden, an Halsabschneidereien denkt. Zwischen jener Pracht und großen Welt und diesem Jammer und moralischer Ver-

sunkenheit inmitten schafft und genießt die bürgerlich sociale Welt, wohin sich mitunter auch die darbende Brandgasse ausschüttet, und Sonntags sich spazieren ergeht: da finden wir das Local des Fortunaballs, die Willing'sche Fabrik, die Reitbahn, den Rathskeller u. s. w.

Aber es wird uns selbst auf diesen geräumigen Pracht=Plätzen und =Straßen schwül, es wird politisch schwül. Krawalle, Emeuten, Volksaufläufe in Masse als Vorboten grellern Unheils, wälzen sich über die Plätze und Straßen fort. Den Rittern droht Ausweisung, wie unschuldig sie sein mögen. Sogar Jesuitenumtriebe wirken hier mit. Wir athmen erst auf, da wir uns wieder auf dem Schlosse Hohenberg sehen, wo unserer beim Kamin die wunderbarsten Zwiegespräche warten. Und nun im Ullagrund, welche Menschen da, die wir in unserer Zeit, in der Nähe der Hauptstadt, kaum für möglich gehalten hätten! Im Walde, wie laben uns die Würzgerüche! Jedoch auch hier Unheil, sogar Tod, und selbst der zarteste, der selbstloseste aller Dichter, Oleander, kann uns über all' das nicht ganz beruhigen. Nun mehren sich die Gegensätze, nun steigern sich die Spannungen, nun jagen sich die Ereignisse, daß wir sie in der Zusammenschau einzeln kaum mehr fixiren können;

aber sie bauen sich auf's Schönste in das Ganze ein. In der Residenz wieder angekommen, wissen wir hier unsers Bleibens kaum. Der Terrorismus hat sein Regiment losgelassen; die Freunde werden in's Exil geschickt. Dort erschießt man einen der uns längst lieb Gewordenen. Ist es auch nur ein Sergeant; er ist ein Sohn aus dem Volke, welches uns der Dichter überall so lebenswahr vorgeführt hat. Hier erkennen sich Vater und Sohn an einem Grabhügel. Noch immer, obwol wir die Reihe der Originalitäten, wenn wir zurückblicken, nicht mehr übersehen können, entwickeln sich neue Charaktere, gehen aus ihnen Consequenzen hervor, welche die Knoten noch immer fester knüpfen, neue noch schürzen. Kaum haben wir wieder einen Ausflug nach dem uns so liebgewordenen Tempelheide gemacht, wo wir mit einem der grandiosesten Sonderlinge zusammentreffen, Thierseelenlehre treiben, einer musikalischen Aufführung beiwohnen, mit der Hofwelt uns berühren, die weisesten, aufgeklärtesten Doctrinen von einem Greise empfangen, Windharfentöne mit sehnsüchtigem Herzen einschlürfen, Zeugen sind, wie eine der herrlichsten Matronen, die je ein Dichter ersann, ihre Enkeltochter, ihren Schwiegersohn erkennt, und uns so weit vom Ziele noch entfernt halten, daß wir den Repräsentanten unsers

Ritterthums im Gefängnisse sehen: so sind wir auch schon auf's Neue in der Residenz, hören aus aller Munde vom Spruche des Obertribunals, der den Proceß zu Gunsten der Wildungen entscheidet und sie zu Millionären macht. Aber immer neue Gegensätze thürmen sich gewitterhaft auf, schlagen ineinander über und ein, und wir stehen vor einer Scene, in der die Contraste des Romans ihre äußerste Spitze zu erreichen scheinen und doch noch nicht völlig erreichen. Ich gestehe Ihnen, mein Herz pochte, meine Nerven vibrirten, meine Phantasie versagte mir, es selbst zu errathen, wie diese Scene ablaufen werde. Eben haben wir Kunde erhalten, daß ein Mann, den wir einst in der Blouse kennen lernten, der ein Tischler gewesen, der seine Fürstenwürde wieder antrat, der den Staat vor dem Untergange durch die Revolution gerettet hat, nahe daran ist, gestürzt zu werden, so sehen wir diesem noch allmächtigen Mann einen andern gegenüber, der sein Vater ist. Himmel, was will das sagen, der Vater steht vor dem Sohne als ein bescheidener, fast devoter Unterthan, und dennoch seiner Würde sich bewußt. Der Sohn hat die Gnade, die Herablassung, dem Vater Audienz zu geben. Das erste Gesuch ist ihm abgeschlagen worden. Aber die Majestät des Vaters, der der Etiquette nichts vergibt,

überstrahlt doch die des Sohnes unendlich. Ein Weib, ein hochbegabtes, und doch eine Harpyie, fährt dazwischen. Der Contrast potenzirt sich nach zwei Seiten. Eine Scala läuft auf und ab, die uns erbeben macht. Des Sohnes Majestät, die staatliche, wie es scheint ererbte, erträgt das Weib; aber die wirklich angeborene, die reinmenschliche des Vaters erträgt sie nicht. Das Weib ist hinweggeweht; Vater und Sohn liegen einander in den Armen. Ich komme auf diese Scenen aller Scenen noch einmal zurück.

Und doch steigen die Gegensätze, indem wir die Residenz verlassen, noch höher, bis sie beim Aufleuchten eines Feuermeers, fern im Westen am Tempelstein, ineinander flammen, und sich über einem Aschenhaufen, aus dem ein Phönix steigt, versöhnen. Derselbe Mann, der Stifter des Ritterbundes vom Geiste, welchen wir noch vor Kurzem im Gefängniß sahen, ist befreit worden durch einen von der Gesellschaft Verachteten, den er selbst oft verachtet hat. Der Verachtete bewies dem Verächter stets ein treues Herz unter einer rauhen Außenseite. Er keuchte unter des Flüchtlings Schrein, der dessen Millionen barg, die er auf herkulischem Rücken trug, bis die Kraft ihm versagte, bis er, der so oft gegen den Gott im Men-

schen gefrevelt hatte, mit dem Schrein und der Million in den Flammen den Tod fand. Hier gilt des Dichters Wort denn wol in vollster Anwendung:

> Auf dem „Holzstoß“, in den Flammen
> Büßt er die Entgötterung.

Aber auch jenes rasende Weib, das sich oben zwischen Vater und Sohn warf, erfährt das öffentliche Gericht an dem Holzstoß. Dankmar Wildungen, der sein Ritterthum mit Nichts anfing als mit der Idee desselben, ist wieder, was die Mittel betrifft, auf nichts Anderes reducirt als auf die Idee. Doch nein, er hat Mitgenossen weit und breit, er hat auf dem Tempelstein ein festes Asyl gefunden, er hält heute seinen ersten Bundestag.

Das nenn' ich ein probehaltiges Nebeneinander, welches durch alle derartige Contraste und Opfer es dennoch zu einem Weltbunde bringt. Es ist eine der sinnvollsten Schönheiten unsers Romans, daß er mit der „Morgenröthe“ schließt, also mit der aufgehenden, nicht niedersteigenden Götterdämmerung. Vom Untergange der Sonne zu Tempelheide, am Anfange des Romans, bis zu diesem Aufgange zu Tempelstein, welch' eine Welt! Aber wie die neue Sonne im Osten steigt, ersteht im Westen ein Regenbogen voll frischester Farben, als Bild des Friedens

und der Versöhnung, durch welchen die Ritter vom Geiste und Osten ihren Einzug halten. Es ist ein Triumphbogen von noch lebhaftern Farben als jene, welche einst Siegbert mischte, nachdem er die Zeichnung seiner Dorfkirche zu Tempelheide vollendet hatte.

IV.

Was Einem doch eine solche Schöpfung wieder für Hoffnungen, Aussichten eröffnet! Ich sehe schon von der Toilette unserer Schönen die neueste bremer Töpferwaare, die literarischen Goldschnitt-Nippes der «Amaranth», der gedankenausgeblasenen Lyrik und der altklugen Kindermärchen verdrängt; ich sehe schon den gelehrten Literaturhistoriker auch über Goethe und Schiller hinaus dem Deutschen noch Civilisation zutrauen; der Junker lernt glauben, daß auch ohne Jagd und Schwert das Ritterthum noch eine Zukunft habe; der Kaufmann, daß die Aristokratie selbst einer Million vergänglich sei, und alle die ausländernden Undeutschen werden endlich denn doch eingestehen müssen, daß es auch noch außer Eugen Sue, George Sand und Dickens-Boz respectable Erfindungen gibt.

Es ist ein günstiges Zeichen der Zeit, daß «Die Ritter vom Geiste» bereits eine solche Verbreitung gefunden haben, noch dazu, da dieser Roman nicht blos

pikante Situationen, Verhältnisse, Ereignisse bringt, sondern auch Menschen, die den Werth und die Macht der Ideen kennen, für sie leben, Gedankenerörterungen lieben, wie wir sie von so tiefer Bildung, in einer so durchsichtigen Form, seit Goethe's «Meister» kaum wieder gehabt haben. «Die Ritter vom Geiste» könnten das für die deutsche Nation werden, was der «Don Quixote» für die seinige war und noch ist. Finden Sie, verehrter Freund, diese Vergleichung nicht ungehörig. Die «Ritter» von Gutzkow sind ein echtdeutscher Roman, wie der des Cervantes ein echtspanischer ist. Sentimentalität und Naivetät, Witz und Humor, Volksleben und Aristokratie, Naturschilderung und die im Roman auftretenden einzelnen Charaktere, alles ist aus deutscher Art und Weltanschauung frisch hervorgewachsen, ja selbst der deutsche Universalsinn, dieser Kosmopolitismus, sich in fremdländische Zonen und Naturen mitten hinein zu versetzen, ist in den «Rittern» nachzuweisen, wenn wir uns Louis Armand, die Fürstinnen Wäsämskoi nebst Otto von Dystra und die Beziehungen auf Amerika in Ackermann und Selma, wie in Murray (Morton) vergegenwärtigen. Gerade unsere deutsche, confessionelle wie politische Vielgetrenntheit könnte um «Die Ritter vom Geiste» eine Vereinigung finden. Die scharfe Polemik gegen ge-

wisse Zeitrichtungen ist so gehalten, daß sie allgemein deutsche Gebrechen trifft, daher auch allgemein, bei einiger Bildung, verständlich ist, und in dieser Geißelung ein Ergötzen bietet, dessen Komik für das deutsche Wesen ein rechter Gesundbrunnen werden könnte. Diese witzreiche Persiflage ist aber gerade die unwesentliche Seite des Romans. Die wesentliche liegt viel tiefer, und ragt bis zu den höchsten Ideen hinauf. Auch diese Seite, und diese erst recht, würde sie von der Nation wahrhaft ausgebeutet, müßte in Deutschland ein ganz neues Leben herbeiführen. Wie der Roman des Spaniers nicht im Geringsten dadurch etwas eingebüßt hat, daß er die Ueberspanntheiten des Ritterthums lächerlich macht, so wird der unserige noch weniger dadurch verlieren, daß er die Heuchelei, die Verschrobenheit, die vielen Kleinlichkeiten unserer Tage, bis in's kleinste Detail trifft, aber auch die Wiedergeburt des Ritterthums im Geist und in der Wahrheit nicht bloß verkündet, sondern in lebendigen Gestalten vorführt.

Dies bringt mich auf die Charaktere des Romans, die wir auch erst einigermaßen uns überschaulich zu machen wie ethisch zu ordnen haben, bevor wir den innern Verlauf der Geschichte uns nahe bringen, wo wir denn Gelegenheit erhalten

werden, die Hauptpersonen ihrem ganzen Wesen nach zu erfassen.

Man hat behauptet, wenigstens von einer gewissen Seite her: die moralisch-anbrüchigen, die bösartigen Charaktere wären in den «Rittern vom Geiste» die zahlreichsten wie die gelungensten. Beides ist gleich unwahr. Die sittlichen Persönlichkeiten gegenüber den unsittlichen, oder geradeswegs schlechten, sind die vorherrschenden; auch sind unter jenen meisterhaft charakterisirte, wie denn überhaupt für die Charakterzeichnung, die Seelenmalerei Gutzkow eine noch unübertroffene Begabung hat. Lassen Sie mich einen ungefähren Ueberschlag machen, bloß um so völlig aus der Luft gegriffene Aussagen wie obige zurückzuweisen, wobei wohl zu bedenken ist, daß es im Wesen menschlicher Freiheit liegt, sich gar nicht rangiren zu lassen. Also edle Charaktere: Die beiden Wildungen, Louis Armand, Leidenfrost, Werdeck, Ackermann nebst Selma, Murray (denn ein verlorener Sohn, der so wiederkehrt, wie es der Treffliche an seinem eigenen nicht erlebte, ist doppelten Adels zu rühmen), Rudhard, Oleander, Dagobert und Anna von Harder, Luise Eisold, Fränzchen und der Jäger Heunisch, Sandrart der Sergeant; unsittliche: Pauline von Harder und die Ludmer, Schlurck, Bartusch,

Stromer, Heinrichson, Rafflard, Zeck der Schmid, Ursula Marzahn; zweideutige: Hackert, Gelbsattel, Auguste Ludmer (denn ihr besserer Seelentheil scheint doch durch Murray gerettet zu sein); endlich, unentschiedene Charaktere, oder indifferente, die in der Geschichte des Romans nicht gerade in einen moralischen Hauptbetracht kommen: Egon, Melanie, Adele Wäsämskoi, Olga, Helene d'Azimont, Gräfin Altenwyl, Justus, Drommeldey, Mangold, Zeisel, Dystra, Voland von der Hahnenfeder, Rochus vom Westen, Trompetta, die Flottwitz, Intendant von Harder, und einige Andere. — Dabei ist freilich zu bemerken, daß mit der Zweideutigkeit wie mit der Unentschiedenheit stets schon eine moralische Rüge ausgesprochen ist, denn man soll sich moralisch entscheiden; das fällt aber nirgend dem Dichter zur Last, wie es auch dem Romane weder einen moralischen noch ästhetischen Abbruch thut, sondern nur der durchschnittliche Ausdruck der menschlichen Natur ist. Bei Abschätzung des Uebergewichts haben wir es nur mit den beiden Ersten, den Edeln und Unsittlichen, zu thun.

Doch — Sie begleiten mich jetzt, mein Freund, zu einer speciellern Durchmusterung des Werks, so weit sie ein so unendlich reicher Roman hier zuläßt.

Da hätten wir denn das erste Buch vor uns,

welches uns bis zur Bekanntschaft mit Ackermann, dem Amerikaner, führt. Die genrebildliche Ueberschrift des ersten Capitels dürften wir uns gleich zu Gunsten der «Ritter» auslegen: „Das Kreuz und das Kleeblatt", Ueberwindung und Glück, also glückliche Ueberwindung. Es thut in jenem Symbolum die im Roman stets festgehaltene Beziehung auf die Bedeutung des Christenthums wohl. Die Beiden, die uns alsobald begegnen, sind zwei durch den äußersten Contrast des Erdenschicksals weit auseinander geworfene Menschen, die aber hier im Sommerfrieden der Natur dennoch nebeneinander sich befinden. Der Eine ist ein Maler, eine — was in unserer Zeit viel sagen will — idealische Natur, deren Kunst nicht nach Brot geht, und die doch vielleicht bisweilen in Dienst genommen wird von dieser heillosen, heiligen und profanen, Vereins- und Zweckmanie Derer, die sich oft für die allein von Gott in der Welt Berufenen halten. Es gibt Menschen, die, wo und wie wir sie auch beobachten, stets auf uns den Eindruck machen, als wäre nie ein unreiner Gedanke in ihre Seele gekommen; ihre Jungfräulichkeit scheint keiner moralischen Wiedergeburt mehr zu bedürfen. Auch sie werden ihre stillen Unzufriedenheiten mit sich, ihre Gebrechen haben, aber — wir merken sie nicht. Siegbert

ist eine solche Natur. — Was dagegen soll ich von dem Andern sagen? Er ist der Dämon des Romans, nicht der deus, sondern der Dämon ex machina. Wie er sich uns hier gibt, wir können es kaum denken, daß ihm eine solche Wichtigkeit beizulegen sei. Scheint er uns doch der Pariah der Gesellschaft zu sein, zweimal von ihr ausgestoßen, einmal, als er geboren war, und dann, als er etwas lernen wollte. Noch dazu hat man ihn körperlich gemishandelt. Er trägt die Rache im Gesicht. Er scheint keiner moralischen Wiedergeburt mehr fähig zu sein. Er steht und liegt überall auf der Lauer, indem er sich und Andern die Existenz aufgekündigt hat. Er hat aber auch sich selbst gemishandelt, er hat sein Gewissen ruinirt, und von beiden Mishandlungen ist er mit dem Fluche des Nachtwandelns behaftet. Er schleicht wie ein Marder daher, dieser Hackert. Er wohnt und klettert auf dem Dache der Existenz, und sieht zu, wo er den Menschen in's Gehege brechen könnte, nicht um zu rauben, sondern um ihnen anderweitig zu schaden. Und dennoch hat er auch seine guten Seiten, ja er hat hervorstechend glänzende Eigenschaften der Seele erübrigt. Er hält etwas auf sich, er hat ein brennendes Ehrgefühl, er hört, sieht, riecht, wittert, was kein Anderer bemerkt; er combinirt Vor-

stellungen, Gedanken und Ausdrücke, die uns in Erstaunen setzen. Obwol er jetzt eben, da der harmlose Maler kaum ahnt, wen er neben sich hat, auf die Menschheit loszieht, verräth der Unglückliche doch ein menschliches Herz; es regt sich in ihm Dankgefühl, da Siegbert mit ihm den Wein theilt. — Auch alles Uebrige in diesem Anfange des Romans stimmt uns, wie eine vielverrathende Ouverture, seltsam und erwartungsvoll genug: Rabengekrächz und Papageiengelächter, die wir ganz nahe vernehmen, Aeolsharfen, die ihre Geisterlaute dazwischen rufen, Bediente und Aristokratie, die sich vom Hintergrunde her bemerkbar machen.

Ich werde, verehrter Freund, natürlich in meinen Briefen nicht so fortfahren können. Ich werde mich damit begnügen müssen, nur einige Haupt- und Glanzpartien und dahingehörende Gestalten dieses lebenstrotzenden Romans zu skizziren; ich werde dem Freunde ein Land, der reizendsten Gegenden, der wunderbarsten Menschen voll, welches ich mit ihm bereiste, noch einmal in Erinnerung bringen, andere dadurch aufmuntern, es auch zu bereisen. —

Wir streifen auf der Landstraße an zweien Damen vorbei, denen wir noch öfter begegnen, werden sogar in ein flüchtiges Gespräch mit ihnen gezogen. Die ältere,

Frau von Trompetta, ist lauter Leben, und trompetet in der That ihre Verbindungen, ihr Wirken, ihre Bekanntschaft mit allen Intriguen der Residenz schnell und lustig vor uns aus. Der Schalk sitzt ihr im Nacken. Sie hat viel Phantasie, viel Gabe des Scheinens, und ist sehr bereit, sich auch in liberale Carrieren zu werfen, wenn die conservativen ihr nicht mehr die nöthige Anerkennung bringen sollten. Gutzkow ist sehr glücklich im Namengeben, wie er an der Trompetta beweist. Wir werden auf dieses fein-musikalisch-belauschende und componistische Talent unsers Dichters noch zurückkommen. Die andere der Frauen, Fräulein von Flottwitz, ist in die Forderung, daß der Staat in die Kirche aufgehen solle, oder vielleicht gar umgekehrt, in ihrer Weise fast selbst aufgegangen; ihr Patriotismus ist ihr Cultus, ihre Religion.

Wir treffen jetzt auch auf Dankmar, den Bruder Siegbert's. Auf ihn fällt das volle Licht des Romans. Er ist, nach alter Art zu sprechen, der Held desselben. Aber wir haben es in diesem Romane freilich mit keinem Helden, sondern mit Helden zu thun, es sind die Ritter vom Geiste, die sich, maßgebend für das Ganze, in gleichberechtigter Ebenbürtigkeit eines entschiedenen Nebeneinander befinden. Dies lustige Abend- und Nachtleben im Peli-

kan, im Heidekrug weckt Reiselust. Schon in diesen köstlichen Darstellungen vergißt Gutzkow über der Bildung nie das Volk und dessen derb-naive Manieren, über den gesellschaftlichen Vorgängen und den Ideen nie die Natur. Es ist ein muntres Treiben von Kommen und Gehen, von Wirths- und Fuhrleuten, von Knechten und Mägden in diesen Gasthäusern und Krügen, es ist ein Lauschen des Dichtergemüths auf das ewig sich gleichbleibende Naturleben, wie es Cervantes nicht frischer zu geben gewußt hat, den Gutzkow an Fülle der Gesichtspunkte noch überflügelt.

Wie wir Dankmar Wildungen kennen lernen, ist er ganz der Mann, um die weitaussehenden Pläne, die ihn bewegen, in die er den Bruder jetzt erst einweiht, durchzusetzen. Der ganze Uebermuth der Jugend, die sich noch Alles zutraut, ist in ihm, aber auch schon die Reife des Mannes. Er ist Jurist, er ist erst Referendar, er hat ganz die glatten, jovialen, etwas moquanten Redewendungen junger Rechtsbeflissenen des nördlichen Deutschlands und der Residenz; aber er ist ein ideenheller Kopf, ein tiefer Mensch, er hat viel gedacht, nicht bloß Pandekten studirt, und wird, wie ihn die Idee, einen neuen Ritterorden in's Leben zu rufen, einen Orden vom Ahnenthume

des Geistes, gepackt hat, allem Beamtenthum entsagen, und böte man ihm sofort das Portefeuille eines Premierministers. Das ist in dem jungen Manne ein Feuerglaube an den Geist in aller Geschichte, an sich selbst, wie kein Apostel ihn stärker haben konnte, ein Glaube, den er seinem Bruder verkündet, indem er zugleich der Templer und der Johanniter gedenkt, der großen Entdeckungen, die er gemacht hat, vor allem des mysteriösen Schreins, dieser Bundeslade der künftigen Theokratie.

Doch — wir sind im Heidekrug. Der verlorengegangene Schrein befördert schnell. Oben noch Nachts eine muntere Gesellschaft, zumal da Dankmar hinzukommt. Ein solches Nebeneinander bei Trüffeln, Austern und Champagner, wenn man im Alter noch nicht zu weit vorgerückt ist, hat unsägliche Reize, besonders wenn glänzende Gedanken den Sieg im Gespräche sich streitig machen. Es sind nur vier Männer da: Justizrath Schlurck, der Heidekrüger Justus, Dankmar und ein Blousenmann, der sich mehr beobachtend, scheinbar schlafend hält, nur dann und wann vorbricht, und durch seine Kenntnisse überrascht. Wer ist dieser Schlurck, der tief in den Roman eingreift? Sein Name schon hört sich wie eine Auster an, die ein Gourmand eben hinunterschlürft. Schlurck

ist Skeptiker durch und durch, streng genommen sogar Nihilist. Ein gescheidter, viel gesuchter Rechtsmann, aber — ein Genießling ohne Gleichen. Es kommen in dem modernen Advocatenstande viel ähnliche Persönlichkeiten vor, aber in Gutzkow's Schlurck sind sie alle enthalten, alle übertroffen. Schlurck kennt nur zwei Tugenden: Genießenkönnen und Klugsein. Alles übrige ist nichts. Es ist ein Scheindasein die ganze Existenz, ein Schattenspiel an der Wand; aber man muß das Spiel mitmachen, es zu genießen suchen, und klug genug sein, um nicht zu früh zu sterben. Die Seelen, die Potenzen, sind nur Blasenwürfe der Materie. Zwei Potenzen treffen zusammen, und zeugen eine dritte, die wieder Mann oder Weib, weiter zeugt oder wirft, genießt und klug, oder nicht genießt und dumm ist. Grauenhafte Philosophie das, die nicht schwer zu widerlegen ist, indessen sie hat Voltaire'schen Geist, sie fällt ihren Gegner mit boshaften Sophismen an, die ihn lächerlich machen; aber draußen steht schon der Nachtwandler Hackert und zeichnet sein: Du bist gewogen und zu leicht befunden dem Justizrath an die Wand, derselbe Hackert, der ihn künftig von der Schattenpforte des Todes reißt, welche dieser mit frevelnder Hand selbst zu öffnen unternimmt, bis später der Deserteur dem Retter dennoch

zuvorkommt. Es ist der große sittliche Werth des Gutzkow'schen Romans, diese Schlurcks, wie sie in unserer Zeit zahlreich figuriren, in ihrem Matador ein- für allemal gezeichnet zu haben, bis zur naturgeschichtlichen Species, sodaß man jetzt auch die Einzelexemplare leicht herauserkennen wird. Die Consequenzen einer so naßkalten, phosphorescirenden Mollusken-Philosophie erleben wir bald, denn Schlurck, der Priester des Rechts, führt unten in seinem Wagen den Schrein bereits mit sich, den Dankmar eben sucht. Der Gutzkow'sche Dialog ist hier, wie überall, gleich bewundernswerth in der Art, wie er mit seelenkundiger Analyse die Eigenthümlichkeit eines Jeden enthüllt, die Sprechenden einander Vortheile abringen läßt, die Synthese nicht bloß des Siegers sondern auch des Besiegten unverzagt immer wieder herstellt, und das Alles in einem so feinfühligen Tonfall der Sprache geltend macht, daß man nicht weiß, was eine höhere Befriedigung gewährt, so sprechen hören oder so mitsprechen können.

Wie sich der Gang des Gesprächs auf Politik wirft, ist Dankmar vorsichtig, aber auch Mannes genug, um einer so verwaschenen Farblosigkeit des Schlurck'schen Charakters gegenüber den seinigen mit edler Freisinnigkeit zu behaupten. Justus dagegen ist einer

von jenen zeitungs- und broschürenbelesenen Philistern, bemerktseinwollenden Wahlbeflissenen, die, wie die Leute sagen, stets mit Nummer Sicher gehen, stets vor Zeugen sprechen, und zwar sehr prononcirt, je nachdem; nämlich nach dem jedesmaligen Stande der Dinge, um sich vorkommenden Falles darauf berufen zu können: hab' ich damals nicht das gesagt und damals nicht das, und bin ich mir nicht stets gleichgeblieben? Der Blousenmann endlich fährt fort sich zurückzuhalten, Takt zu beweisen, und vor allem stille Studien an dem Justizrathe zu machen. Bestimmter lernen wir ihn erst kennen auf der Fahrt nach Plessen. Schon längst mußte ich bei diesem liebenswürdigen Handwerker auf der Wanderung an George Sand denken, wie auch Gutzkow («Die Ritter vom Geiste», 3. Aufl., I, 140) dieser Schriftstellerin erwähnt. Man sollte meinen, jener liebenswürdige Tischler sei derselbe Schreiner, der auf dem Gute des Grafen von Villepreux, in dem Romane: «Le Compagnon du Tour de France», auf dem Schlosse, so feine Arbeiten verrichtet, sich in der Bibliothek der Gräfin Yseult schöne Kenntnisse erworben, und der sich nun verirrt habe bis nach Deutschland. Als er damals eine Stunde von seinen Arbeiten sich abmüßigte, und im Thurm in den prachtvollen Büchern der Gräfin

las, da dachte er wol nicht daran, daß er in einem Gefängnißthurme, wo wir unsern Fremden nächstens finden, auf deutscher Erde seine Freiheit einbüßen würde. Aber Gutzkow's Tischler ist freilich eine volle, nicht minder anmuthige Originalität schon für sich. Er ist ein feiner, für jetzt noch ruhiger, doch in seinen Gedanken schon sehr bestimmt ausgeprägter Charakter; das Gespräch zwischen ihm und Dankmar enthält reiche Beiträge zur Philosophie der Gegenwart, an denen sich Jeder prüfen mag, ob er Romane nur liest, um sich durch die Hast der Ereignisse gegen die Langeweile zu stacheln, oder um seinen innern Menschen mit so edler Gedankennahrung zu erquicken. Daß der junge Tischler die Genußsucht als das Grundverderben unsers Zeitalters und Paris als den Herd derselben bezeichnet, beweist, wie richtig er beobachtet hat bei allen Sympathien für Frankreich. — Diese Genußsucht ist die Schwindsucht der Modernen, die mehr Opfer verschlingt als die Cholera, die Gesetze der sittlichen Welt auflöst, und an die Stelle des Geistes nur noch Stoff und Kraft setzt. Unsere Zeit reist nicht mehr bloß zu den Industrieausstellungen nach London und Paris, sie reist bereits nach Sebastopol auf Genuß, um sich zu weiden am Schlachtenlärm und an dem Feuerwerk, welches

Schiffe und Häuser in Brand legt, Menschen schneller in Staub verwandelt als Würmer vermögen. Unsere Speculanten sinnen schon darauf, in der Krim bombenfeste, transportable Hotels zu erbauen, um den Kriegsheeren nachzurücken, Schaulustige zu befriedigen, und es wird in den Zeitungen bald heißen: alle Plätze sind bereits vergeben! Das übertrifft die römischen Gladiatorenspiele! — Daß aber unser Tischler so weit geht, den Arbeitern mit der Hand auch so sehr das Wort zu reden, um die Arbeiter mit dem Geiste, die in unserer Zeit gerade am schlechtesten bedacht werden, so gering anzuschlagen, das ist nicht zu loben, und wir sehen darin schon die Einseitigkeiten zum Vorschein kommen, in welche sich unser Freund später verlieren wird. Dankmar steuert bereits jetzt, was er kann, solchen Schroffheiten zu begegnen, und man sieht es mit Freude, wie er im Gespräche mit seinem Gefährten idealisch größer und größer wird, ihm an universellem Blick überlegen ist. Sie wissen es, Verehrtester, ebenso gut wie ich, wie sich der Charakter jenes Trefflichen in den minder Trefflichen umsetzt. Wer hätte das glauben sollen! So kunstvoll und lebenswahr weiß unser Dichter allmälig fortzuschreiten, um die Verwandlungen zur Reife zu bringen. Egon wird uns als Fürst bekannt. Wir finden ihn

später, nachdem Hackert schon wieder dämonisch Manches richtig gespürt hat, dem Tischler nie recht getraut, und sogar in den Wald Reißaus genommen; wir finden ihn in einer Lage, in der er sein Leben dem Freunde (Dankmar) vertraut, da er mit Erinnerungen belastet ist, die bei aller Ehrenhaftigkeit seines Grundprincips allerdings manchen fernern Wankelmuth fürchten lassen. Doch, ich will nicht vorgreifen.

Haben wir schon zweimal Gelegenheit gehabt zu sehen, wie wirklichkeitgemäß Gutzkow das Volk, die dienende Classe, zu schildern weiß, bei Gelegenheit des Jägers im Wirthshause, und dann der alten Hausbedientenschaft aus den Zeiten der Fürstin Amanda; bis auf jene Dunkelheit und Dumpfheit, aus der es oft orakulös wetterleuchtet, und bis auf das stylistisch so ergreifende Responsorium, wie aus einer vereinsamten Klosterkirche der Vorzeit (I, 190), zwischen der alten Brigitte und dem alten Winkler; so führt uns der Dichter nun auch mit gleichem Glück einen Mann vor, dessen Seele längst im Hofdienst erstorben ist, einen Mann, der nur noch Ordonnanzen und Vollmachten kennt, die er mit der Treue eines apportirenden Pudels auszuführen gewohnt ist. Jeden solcher Befehle erwiedert Kurt Henning Detlev von Harder zu Harderstein in Gedanken mit einem langen,

ihm anbefohlenen Devotionsstrich, in den er, um zu verharren, sich selbst zu verwandeln hat; etwa wie die Gans, der man einen langen Kreidestrich vom Schnabel bis auf die Tischplatte macht, auch solchen Musterstrich nachahmt, und wie er selbst langgestreckt liegen bleibt. Die Excellenz Detlev von Harder ist der berühmte Erfinder des Satzes ohne Subject und Prädicat, den Vornehme sehr gern brauchen. Die Excellenz hat für Höhere nur ehrerbietiges Schweigen, für Niedere nur anherrschende Commando-Hauptwörter, für Favoriten des weiblichen Geschlechts nur Seufzer, welche die Unaussprechlichkeiten der Liebe verlautbaren sollen, und Attitüden, um die sehr „kleinen Ohren" des eigenen Leibes ihnen sichtbar zu machen.

Aber ich komme auf eine der Glanzpartien unsers Romans, zu jener Abendgesellschaft auf dem Schlosse Hohenberg, gegen das Ende des ersten Bandes. Hier treten besonders zwei Gestalten hervor, die der Dichter mit einem Aufwande von schöpferischer Kraft ausgeführt hat, sodaß sie auch in der Reproduction voranstehen müssen; es ist die Tochter des Justizraths und der Pfarrer von Plessen. Melanie Schlurck, erzogen nach den Grundsätzen ihres Vaters, von der Mutter aus übergroßer Liebe sich selbst überlassen, ihrer

unvergleichlichen Schönheit wegen den Eltern, sich und der Oeffentlichkeit zur Schau gestellt, wächst in einem Hause auf, in dem ein ewiger Rausch von Vergnügungen herrscht. Sie ist nicht bloß der Stolz der Eltern, sie ist fast ihr Vorbild, sie betrachten sie Allen überlegen an Verstand, an Geist, und ihr zu Willen muß Alles dienen. Sie führt schon als Kind das Regiment des Hauses. Aber da ist noch ein Anderer in der Kanzlei des Vaters, eine Art angenommenen Sohnes. Er hat rothes Haar, er verräth häßliche Triebe, er ist anstellig zu jedem Geschäft, und schreibt eine schöne Hand, doch gelüstet's ihn nach der schönern Melanie's. Er faßt diese Hand, wenn er die Besitzerin Abends nach Hause führt. Er nascht von Melanie's Schönheit, er bricht in ihre Unschuld ein. Der erste Schmelz ist gewichen. Hackert wird gezüchtigt, und muß aus dem Hause, aber die Jugend der Jungfrau hilft sich wieder durch, sie erblüht nun erst recht zu einer Anmuth sonder Gleichen. Eine gewisse Melancholie, die sie mitunter überschleicht, eine ewige Ruhelosigkeit macht sie noch reizender. Jetzt ist ihre Schönheit in vollster Blüte, und rivalisirt mit ihrem Geist. Sie gleicht einer Atalanta, sie ist spröde und doch lockend. Sie lebt stets auf der Jagd, und zwar auf der Jagd der Vergnügungen, auf dem schwanken

Seile der Gesellschaft. Sie ist der keckste Aequilibrist, tollkühn und immer glücklich zu Rosse, eine Kunstreiterin der Coquetterie, die Lassally'n, ohnehin Director einer Reitbahn, schon deshalb Gegenstand der Bewerbung sein muß. Sie aber ist nicht zu erobern. Sie spielt mit den Freiern wie mit den Gefahren, wie mit dem Leben. Sie bezaubert Alle durch Schönheit, Kleidung, durch ihre Stegreifpoesie der Wirklichkeit. Die gemeine Klatschrose der Gesellschaftsunterhaltung verwandelt sie in die üppigsten Rosen von Pästum, in Rosen der Poesie, deren eine sie sogar der Excellenz von Harder hinter das dumme kleine Ohr steckt. Aber ein doppeltes Nachtgrauen steht in ihrem Leben dennoch, und verfolgt sie Tag und Nacht; es ist ihr erster Bewerber Hackert und die Zukunft ihres Vaters. So lebt sie ewig auf der Flucht und in der Furcht, und nur über einem Abgrunde flicht sie die Rosen ihrer geselligen Poesie und ihres Leichtsinns.

Und wie verhält es sich denn mit dem Pfarrer von Plessen? Er vertritt wieder in seinem und in andern Ständen eine ganze Gattung der Neuzeit, und man möchte schwören, daß Einem in unsern Tagen der Ueberstürzung und verlorengegangenen Leben viel derartige Geschöpfe vorgekommen seien. In vielen der neuern Kirchenreformer steckten lauter nicht

recht zur Welt gekommene Stromer. Ich construire mir sein Wesen etwa so. Eine starke Sinnlichkeit und der Beifall der Welt waren stets die Triebfedern in Guido Stromer. Er studirte Theologie, und liebte schon auf Universitäten Aufsehen zu erregen. Er verschönerte seine Studien durch Aesthetik, aber nie war es ihm um Erkenntniß der Wahrheit, und nie um den Zweck zu thun, Andern einst nützlich zu werden. Er beeilte seinen Amtsantritt, da er von einem Patronat hörte, das eine Fürstin zu vergeben hätte. Sie war Pietistin, er übernahm das Amt, und wurde auch Pietist. Er konnte auch als solcher — er hatte längst entdeckt, daß er Geist und Darstellungsgabe besitze — seine Schönrednerei glänzen lassen. Die Fürstin selbst hatte noch Geist erübrigt. Aber die Fürstin starb. Guido Stromer ging eines Tages über Feld, und dachte über seine Predigt nach. Die Gedanken strömten ihm zu, und die Sprache wurde ihm wieder zu geistreich für eine Dorfgemeinde. Da wähnte er, eine Stimme zu vernehmen, die da redete: Guido, du bist zu schade für diese Bauern, für dein Weib und deine Kinder, ja für die Kirche! Verlasse sie Alle für immer! Mache dich auf, und labe dich an jedweder Schönheit, und genieße sie, denn Genuß ist erlaubt, und ergieße deinen Geist in die Welt,

denn du bist ein Genie, und dazu berufen, einer der größten Männer deines Zeitalters zu werden! — Und Guido machte sich auf, und ging zuerst in die Abendgesellschaft auf das Schloß, um Melanie seinen Liebesdienst darzubringen, und dann in die Residenz, um «Das Jahrhundert» zu redigiren, aber auch zu reformiren. So wurde Guido Stromer in einer Reihe von Changements: Renommist, Belletrist, Pietist, Journalist, Feuilletonist, Publicist. Es liegt etwas Entsetzenvolles in dieser Verwandlung, und doch ist sie echt modern; in dieser geistreich durchdüftelten Leichtfertigkeit und Schönseligkeit eines Elenden, der im Stande ist, den heiligen Beruf seines Priesterthums, seiner Gatten- und Vaterliebe als ein zweiter Judas für dreißig Silberlinge, und etwas drüber, des Beifalls zu verkaufen, deren einen ihm jeder Monatstag bringt, da seine Zeitung wol auch Sonntags erscheint. Aber Guido, dieser Abschaum des Priester- und Schriftstellerthums, dieser Kirchenzeiger, der sich stets nach der Weltuhr dreht, dieser frivole Sophist, der mit dem Scheine der Christlichkeit und in der Weise einer wohldisponirten Predigt Alles, auch das Verworfenste, zu rechtfertigen wagt, der lutherisch, römisch, deutschkatholisch, freigeisterisch, muhamedanisch, jüdisch, pantheistisch, Alles in einem Athem

zu werden vermag, Guido Stromer, wie der Dichter ihn aus allen diesen Verbuhltheiten als eine fertige Gestalt hervorspringen läßt, wirkt dennoch ethisch auf uns, und zwar mit abschreckender Gewalt, indem er uns vollends all' die verfratzte Geistreichigkeit in unserer heutigen Gesellschaft, dieses Experimentiren mit glänzenden Phrasen in den Tod verleidet, auf daß wir zur Selbstbescheidung und Treue im Kleinen zurückkehren. Gewiß kein geringer Segen eines Romans! Doch — Sie erlauben mir zum Schlusse auch noch des Abendcirkels selbst mit einigen Worten zu gedenken.

Ob es wol Ludwig Tieck, der auch in seiner Häuslichkeit, im geselligen Genre, sehr romantische Tage um sich zu verbreiten wußte, ob es ihm wol je gelungen, nach Berathung mit Dorothea, Agnes und Gräfin Fink, einen solchen Abend bei Thee in die Wirklichkeit zu setzen, wie ihn hier Melanie Schlurck, die fliegende Romantik im Zeitalter der Socialismen, sogar improvisirt? Wie spreizt sich die coquette Bürgerlichkeit, mit einigem neugeschaffenen Adel, in diesen fürstlichen Sälen; aber Melanie ist die Bürgerkönigin, oder vielmehr sie ist ein ganz allerliebster, weiblicher Napoleon, der Welteroberer, der in seiner Weise auch hier die Welt zu erobern und in Bewegung zu setzen

vermag. Melanie weiß, wie sehr die Meisten in der Geselligkeit willenlose, prosaische Werkzeuge, bloße Statisten sind. Sie sind höchstens Kinder, denen man durch bunte Lappen imponiren muß, oder sie sind gar nur Saiten, Tasten, die ruhen, denen aber der Virtuos eine himmlische Symphonie abgewinnt. Oder sie sind freilich auch einfältige Libertins. Das benutzt Melanie auf's Klügste, je nachdem sie in einem Kleide mit Schleppe, mit Blonden, mit herausfordern-dem Sinnenreiz erscheint, oder ganz wider Erwarten, mitten im Prunk der Gesellschaft, züchtig wie eine Vestalin. Heute hat sie das Erste erwählt. Sie rechnet auf Zwei, die erhitzt und gefoppt werden müs-sen, damit der Eine seine Zunge bis zum Exceß gehen lasse, der Andere zu höchstem Ergötzen der Gesellschaft, indem er sich nicht einmal zu wehren weiß, zum Nar-ren gehalten werde; kurz, sie rechnet auf Stromer und auf die Excellenz. Noch ist diese nicht da, und man kann wol gespannt sein, wie der Geheimrath, dem Range nach der Erste, dem Geiste nach der Letzte, unter so niederer Race sich nehmen werde. Endlich ist der Intendant der königlichen Parks erschienen, in ausgesuchtester Gala seiner Amtswürde und der höch-sten Kreise; befrackt, beringt, bebändert, besternt. Er ist zusehends geheimnißvoll, der Einzige, der Geheim-

rath; er ist offenbar bedenklich, was er hier seinem Range wol vergebe; er ist herablassend und schon wieder beruhigt, da er sich sagen muß, daß er der Liebe hier ein Opfer bringe, die alle Stände ja ausgleicht. Nun erst kommt Melanie in den vollen Virtuosenzug ihres geselligen Talents, nun erst spielt sie zum Entzücken — alle Tonarten stehen ihr zu Gebot — auf den hölzernen Tasten seiner Excellenz, der Herren von Zeisel, von Reichmeyer, des Bürgerlichen und Pferdebändigers (etwas ergrimmt darüber) Lasally, der Weiber von reinem und unreinem Geblüt, der von Zeisel, geborenen Nutzholz-Dünkerke, und der Pfannenstiel, während Mutter Hannchen die Tochter accompagnirt, und sich der salbungsvoll weltlich strömende Stromer sogar mit an's Klavier setzt — ich meine an's Klavier des Gesprächs —, um mit der angebeteten Melanie ein Duett-Quatre-Mains durch alle Himmel seiner aufgewiegelten Phantasie zu jagen.. Unter den vier Händen seiner Liebe zu Melanie, im Angesichte und Mitgehör Linchens, seiner Frau, schwatzt der frivole Priester Buhlereien, Erinnerungen an die verstorbene Fürstin, und Alles aus, was ihm auf der unreinen Seele brennt; er verräth dabei, wie weltlich-dreist und schöngesetzt seine Rede auch wird, immer noch den Prediger, der seinen Reinhard, seinen Drä-

seke, Schleiermacher zumal, gelesen hat; es ist oft ganz der pietistische Tonfall, in den er wieder gelangt; es könnte der Sprache nach ebenso wol eine Grabrede sein, ungeachtet er in's Weltliche steuert, dem Intendanten zu schmeicheln sucht, oder seine Liebe zu Melanie bekennt. Zuletzt beichtet gar der Champagner aus dem Munde dieses Priesters, Melanie tauft den Getauft-Ungetauften mit solchem Naß, und wie nun gar Excellenz auf Malerei noch zu sprechen kommt, der Leda gedenkt (in deren Mythos bekanntlich die Metamorphose in eine Gans eine Thatsache ist), so steigt die Geselligkeit dieser Abendgesellschaft zu einem Witzfeuerwerke auf, daß Schloß Hohenberg weit in die Gegend und den Roman hinausleuchtet, indem die Excellenz, Detlev von Harder, während Stromer bereits liebestoll ist, unter bengalischen Feuern und Raketengeprassel, trotz seiner Gänserichnatur, auf seiner Braut Ouälen, die „kleinen Ohren" öffentlich vorzeigt, und die Romantik ihre höchste Spitze erreicht.

Aber — Hackert's Geist mochte zürnen. Schon geht er wieder um, und es ist von unendlicher Schauerwirkung, wie nach der Raserei solcher Abendlust Nachts Melanie seine Nähe spürt. Nur neue Erfindungen dieser ruhelosen Zauberin können hier retten; Egon's,

des jungen Fürsten, Besuch wird heute auf Einladung erwartet. Die Verwechselung, die im Nächsten zwischen Dankmar und Egon stattfindet, ist hier ein leitendes Medium zwischen den beiden Hauptnerven des Romans, dem früher schon sich geltendmachenden Schrein und dem sich vorbereitenden Bilde. —

Entschuldigen Sie, bester Freund, die Länge meines diesmaligen Schreibens mit dem fesselnden Reize, den auch auf mich Melanie, obwol ich ihre Coquetterie fast hasse, dennoch auszuüben berufen war.

V.

Was ist es doch für ein Glück um die Existenz, wenn der Horizont unserer Seele sich einmal ganz entwölkt hat, wenn, so weit wir blicken können, unser innerer Himmel licht, und der Erde näher ist, als sonst, sodaß auch das, was wir irdisch erfahren, uns jetzt vom Himmel gesandt scheint. Ich schreibe Ihnen heute, wie Sie sehen, in einer besonders aufgeräumten Stimmung, und Sie werden fragen, was das auf sich habe, welches Ereigniß mir solches Glück zugeführt. Nicht, daß sich Melanie's Zauber so weit erstreckten! Nein, eine andere Bekanntschaft ist es, die ich gemacht, und die mich allemal, so oft ich ihrer gedenke, mit einem namenlosen Wohlsein erfüllt. Ich weiß mir selbst nicht volle Rechenschaft davon zu geben, denn das höchste Glück ist nie ganz zu ergründen. Ich schweife nicht ab, ich wollte Ihnen von den «Rittern» schreiben, und schreibe auch von ihnen. Es ist ein schönes Doppelgestirn, welches mich mit

Freude erfüllt, welches seinen kühnen Bogen über Amerika heraufzieht, ganz in mein Zenith rückt, und sogar zu mir herunterkommt, in zwei Menschen sich verwandelt und mit mir verkehrt. Kurz, es ist der Amerikaner Ackermann und sein Sohn (wenn es ein Sohn ist) Selmar, die mich so glücklich machen. Ich habe von so eigenthümlicher Menschenart, bevor ich sie kennen lernte, noch keine Ahnung gehabt. Auch gehaltvolle Charaktere eines Dichterwerks sind Acquisitionen für's Leben, sind Besitznahmen von unendlicher Dauer. Wir schmücken mit ihnen unsere innere Welt, wir haben mit ihnen Umgang fort und fort, und bringen sie in stets neue Beziehungen zu uns wie zu andern Gegenständen, wozu uns Gelegenheit gegeben zu haben, wir dem Dichter Dank wissen sollten.

Gutzkow macht es uns in seinem Romane nicht so leicht, zu entscheiden, welche Charaktere unsere Lieblinge seien. Ich schwanke zwischen Ackermann und Murray, und da es mir weh thäte, einen von Beiden dieser liebenswürdigsten Menschen irgendwie hinter den andern zurückzusetzen, so will ich nur gleich Ihnen gestehen, daß sie Beide in den «Rittern vom Geiste» meine Lieblinge sind.

Es gibt seltene Individuen, die sich uns, und

hätten wir jeden Tag mit ihnen zu verhandeln, in jeder Lage probehaltig zeigen; immer ist es der gleiche Adel der Natur, der Gesinnung, immer ist es die auf den verschiedensten Gebieten bewanderte Bildung, eine Gedankenfülle, die stets neu, eine Thatenlust, die stets als praktisch sich bewährt. So gibt sich uns Ackermann zu erkennen. Vom Anfange bis zur letzten Zeile des Romans, nie kommt er aus diesem Gleise seiner Natur, aus diesem schönen Rhythmus seiner Existenz heraus. Ackermann vereinigt in sich die Idealität des Deutschen mit der Realität des Amerikaners. Kenntnisse, die in jedem Zeitalter zu Hause sind, schnelle Orientirung, Ansiedelungsgabe für jeden Ort sind ihm gleicherweise eigen; über die besondern Epochen europäischer Bildung, deutscher Wissenschaft und Kunst wird er mit Geist und Tiefe zu sprechen wissen, aber uns auch über die politischen wie socialen, industriellen wie ökonomischen Zustände amerikanischer Staaten die genaueste Auskunft geben. Unendliche Weltruhe, Unerschrockenheit vor jedem Menschen, jedem Ereigniß und doch eine Beweglichkeit und Zartheit des Gemüths, reiche, zum Theil tragische Erfahrungen, über die er zu rechter Zeit zu schweigen, zu sprechen, und wie zu sprechen weiß — sind die Gewalten, die uns unüberwindlich zu ihm hinziehen.

So steht der Mann vor uns, wo wir auf ihn treffen, eine Gestalt von männlicher Hoheit, edelster Haltung, feinster Sitte des Umgangs und doch von einer contemplativen Nachdenklichkeit erfüllt, einer Wehmuth durchzittert, die uns seine solid praktischen Zwecke noch räthselhafter machen. — Und nun sein Sohn? Knabe noch, im zartesten Alter schon über den Ocean herübergekommen, in der Anschauung zweier Hemisphären zugleich lebend, voll Umsicht wo er weilt, nach allen Seiten hin, geweckt vom naivsten Einfall bis zum verständigsten, frühreifsten Urtheil, schmiegt er sich mit einer Innigkeit an den Vater an, daß es uns um so mehr überrascht, und eine ganz eigenthümliche Erziehung zu errathen gibt, wie selbständig er sich dem Vater gegenüber auch wieder zeigt. Er erinnert ihn an frühere Aeußerungen, gibt ihm dies und jenes zu bedenken, verräth eine besondere Vorliebe für Europa, für Deutschland, hat überhaupt schon seine ganz aparten Ansichten, und ist doch ganz Pietät und Hingebung an den Vater. Ganz? Nein nicht ganz — und dennoch ist seine Liebe zu diesem die reinste, die innigste, aber die Mutter fehlt ihm, es ist als gingen Vater und Sohn hier auf den Gebreiten des Schlosses Hohenberg ihren Spuren nach, als wäre ihr Geist ihnen hier näher als in Columbia am Missouri. Diese

Sehnsucht und noch eine andere gibt dem Knaben ein wunderbares Gepräge. Es ist ihm nämlich, wie er in holdseliger Anmuth der Jugend vor uns wandelt (auch Dankmar ist ganz Auge für das Kind), als thäte seine eigene Natur ihm etwas an, als lüftete sich die Blüte, um eben leise vorzubrechen, als ahnte er tief in sich den Unterschied der Geschlechter, und wie auch er mit dem Blicke von Dankmar nicht zu lassen weiß, erscheint er uns im Moment fast mädchenhaft, fast verschämt jungfräulich, was der Dichter aber noch alles in einem lieblichen Zwielicht der Unentschiedenheit und Vermuthung erscheinen läßt.

Nun sind im Nächsten von großer Wirkung für die Welt der Ahnungen und die Zukunft des Romans, die Schmiede und die Waldidylle des Jägerhauses. In beiden will es uns nie recht geheuer sein. Eine Schmiede in freier Landschaft oder am Saume des Waldes, zumal Nachts, wenn es hämmert und Funken sprüht, ist immer schon poetisch und mysteriös. Hier aber in dieser wird es uns beinahe cyklopisch zu Muthe. Die Cyklopen hatten doch wenigstens jeder ein Auge. Aber Zeck der Vater ist stockblind, für ihn leuchtet kein Feuer, und der Sohn ist taub, und hört keinen Hammerschlag, und doch flammt es und sprüht es,

hämmert's und klopft's Tag wie Nacht fort, und, wie die Beiden so still und so scheu sind, und Geld verheimlichen und ungern Rede stehen, ahnen wir Arges. Hat man, wie wir, den Roman schon gelesen, so denkt man bei nochmaliger Vertiefung in die Schmiede, bei der wir ab und zu einkehren, an jene Hammerschläge der Korybanten bei den Alten, die das schreiende Kind, den Zeus, vor dem Vater mit dem Getöse verheimlichen wollten. Verheimlichen diese hier auch in einem andern Sinne, in ihrem Gewissen und vor der Welt, den einst schreienden Hackert, der freilich jetzt groß ist, aber dessen einstige Aussetzung immer noch gen Himmel fortschreit, und manch' Gewissen belastet? — Und Aehnliches empfinden wir im Jägerhause, tief dort im Walde. Da drinnen hangen an den Wänden die Gewehre und die Hirschfänger und die Geweihe. Draußen schlagen die Hunde an. Nahe fällt ein Schuß. Die Alte, die Ursula Marzahn, läuft aufgestört an's Fenster, sie sieht übernächtig aus und redet irr', doch auch verständig, und wie vom Alp einer, vieler Todsünden gedrückt. Es ist als hätte sie Hackerten gesehen, und wie sie gesteht, in ihm „das verjüngte Ebenbild ihres Bruders erkannt" zu haben, ist es uns, als wenn in schwarzer Nacht plötzlich ein Mond-

blick die Heide erhellte, ein Gewehrblitz über sie liefe wir sehen Menschen vor uns, wir sehen Frevel ausüben, doch der Mond verhüllt sich, und Alles liegt wieder in tiefstem Dunkel.

Es ist mit Grund zu behaupten, daß in nicht wenigen Romanen der Neueren die Natur in ihrem All- und Einzelleben, was die Kunst und die Lebendigkeit und Wärme der Schilderung betrifft, völlig vernachlässigt wird. Mit Eisenbahnhast fliegt man von Station zu Station, von Hotel zu Hotel, um nur schnell wieder, nachdem man die Mitfahrenden in seiner Beobachtung ausgebeutet hat, bei größern Gesellschaftskreisen anzukommen. Da ist kein Ausruhen mehr bei der Natur, viel weniger eine Vertiefung in ihren Frieden, ihre Schönheit und Erhabenheit, um an ihrer Größe selbst noch zu wachsen, da ist auch kein Blick für ihre Schauer. Von einem Waggon aus sieht man von den herrlichsten Gegenden nur Pünktchen, Schraffirstriche der Gebirgszüge auf Landkarten. Wie Viele verstehen sich jetzt noch in Ansehung der Landschafterei, im Wiedergeben der Erde und des Himmels, ihrer Schatten und ihrer Lichter, geschweige ihrer Gestalten auf den herrlichen Pinsel Jean Paul's, dieses Einzigen, der jetzt oft so gering geschätzt wird? Und war er nicht in der That

in seinem «Titan» ein gottfrommer Titan, der nicht Berge auf Berge wälzte, um die Götter zu stürmen, sondern auf Gebirgsstufen zu Gott selbst emporstieg, und Steine und Blumen und Sterne, Thäler und Hügel und Berge, Bäche, Flüsse und das Meer mit gleicher Liebe hegte und malte, als wenn sie alle nicht bloß den Tempel bildeten, sondern einen lebendigen Chor von Wesen selbst, um auch ihrerseits Gott zu verherrlichen?

Gutzkow weiß uns jenen Mangel auf's Erfreulichste zu vergüten. Obwol er in seinem Roman einen Gestaltenwechsel uns eröffnet, der fast in's Unabsehbare hinausreicht, so führt er uns doch immer auch bei der Natur wieder ein, wodurch er das Bedeutende gewinnt, daß wir aus der Naturfrische nun doppelt gespannt zurückkehren, um der fernern Entwickelung der Geschichte entgegenzugehen. Obwol sein Dankmar ein so resoluter Mensch ist, dessen Verstand gesund, dessen Entschlüsse nie saumselig, dessen Zukunftspläne der Wirklichkeit, dem Leben nie abgekehrt sind, so muß er doch immer wieder bei der Natur einkehren, um sich auf sich selbst zu besinnen, um sich für große Anschauungen zu sammeln, sich über den Hüpfpunkt, Augenblick genannt, schon im Voraus hinwegzuschwingen, und in jene inhaltschweren

Monologe auszubrechen, die jedem edeln Menschen wie laute Gebete des innern Lebens Bedürfniß sind, und an denen auch die «Ritter vom Geiste» so reich sich erweisen. Unter den Gräsern, den Baumschatten, an den süßplätschernden Wellchen der Ulla da keimen und brechen aus Dankmar die fruchtbaren Gedanken hervor, die den Bund der Ritter gründen werden. Gutzkow bekundet in dem Allen die gleiche Tiefe des Denkens und Fühlens. Es ist aber in unserer obenhinlesenden Zeit Gefahr vorhanden, daß gerade die so ergiebigen Ideenschachte unsers Romans, aus denen sich der ganze Bau des Ritterthums prächtig hervorbildet, und zu deren Entdeckung Dankmar'n oft eben der Aufenthalt in der Natur Gelegenheit gibt (wie dort auf dem Wege zum Jägerhause, II, 39), von Manchen übersehen, und nicht vielmehr auf's Eifrigste durchdacht werden. Daher man auf derartige Partien nicht stark genug hinzuweisen vermag. —

Nach diesen idyllischen Wanderungen durch das Dorf Plessen und den lieblichen Ullagrund wird dann auch der Pragmatismus des Romans immer erfolgreicher, die Verknotungen häufen sich, die Ereignisse werden gedrängter, sodaß auch ich, verehrter Freund, für meinen Briefzweck, um wenigstens noch die Hauptcharaktere und Vorgänge mit hereinzunehmen, mich

einer noch festern Zusammenziehung befleißigen muß. Denn man könnte allerdings, was Stoff und Schönheit der Ausführung angeht, über die «Ritter vom Geiste» endlos werden.

Zum Schrein, in dessen unerlaubtem Besitze jetzt Schlurck ist, gesellt sich im Nächsten nun auch das Bild, das der Intendant, streng genommen nicht minder unerlaubt, eben fortzubringen gedenkt. Schrein und Bild werden nun immer mehr die verhängnißvollen Schicksalsknoten namentlich für Dankmar und Egon. Schrein und Bild hat der Dichter so glücklich placirt, sie fangen an so gewaltig aus dem Verborgenen her zu spielen, daß wir sie etwa zweien Spiegelteleskopen Brennspiegeln vergleichen könnten, in deren Lichte wir im Fortgange des Romans dessen Mysterien stets mehr durchdringen. Sie zerlegen eine Menge Nebelflecke, die sich uns in der Ferne noch darstellen, sodaß in ihrem Lichte auch Vater und Sohn (Rodewald und Egon) sich finden. Der eine jener Spiegel brennt aber auch so verzehrend, daß seine Wirkung nicht bloß auf die Gegner Dankmar's, auf den Gewinn des Processes, den Untergang Schlurck's, sondern auch bis an das Ende des Romans, in einer großartigen Perspective bis auf den Tod Hackert's sich hinerstreckt, und daß seine Flammen

auch das öffentliche Urtheil über eine so gern im Dunkeln agirende Person wie Pauline von Harder beleuchten. Als drittes, als eigentlich fortleitendes Medium, kommt nun noch hinzu die rastlose Thätigkeit Dankmar's, dessen Gespräch mit Egon im Thurm, dessen Erscheinen im Schloß vor Melanie, die ihn für den Fürsten nimmt, die Wirkung des Bildes zur Vollendung bringen.

Egon, ein ausgezeichneter Mensch, der aber für das Leben lange nicht das wird, was er hätte werden können, eröffnet sein reiches Memoire im Thurme dem Freunde, als ahnte er, daß er seine schönste Zeit bereits hinter sich habe. Auch ihm geht es, wie es einst Napoleon I. ging, der wol da im hellsten Lichte glänzte, wo er noch ein Ideal in seinem Busen trug, das er an der französischen Nation, aufrichtig liberal, noch verwirklichen wollte; als er von Marengo noch trunken von seinen Siegen kam. Als er später den Kaiser gekostet hatte, als er auf der Geschichtshöhe einer militärischen Weltdespotie stand, war er für den tiefern Kenner schon gefallen. Indem Egon jetzt, obwol Gefangener, sich daran erinnert, welche Phasen er durchgemacht, indem er seiner Wanderung von Genf aus durch paradiesische Gegenden feurig gedenkt, wo er uns die hinreißenden Entzückungen J. J. Rousseau's wieder

nahe bringt, als Egon es wagte, trotz jesuitischer Erziehungsexperimente, ein harmloser Arbeiter, ein Mann aus dem Volke zu sein, und noch gar Louison errang, da strahlte und strahlt er — selbst noch in der Erinnerung — eine Anmuth der Persönlichkeit aus, der die feine Erziehung, die gedankenvolle Philosophie noch kleidsamer stehen, und der die Beleuchtung des Gefängnisses noch gar die Märtyrerkrone des treuesten Sohnes aufsetzt. Aber er wird im Palaste wohnen, er wird da von Schmeichlern und Bedienten umschwärmt sein, er wird das Ruder des Staats in die Hand nehmen, die Umstände werden stärker sein als er, und nicht er wird mehr seine Geschichte machen, sondern die Geschichte ihn, er wird sich und seinen Freunden verloren gehen, und doch noch von Denen weggeworfen werden, die er erretten half. Ich muß lächeln, daß ich schon bei Melanie unwillkürlich Napoleon's gedenken mußte. In dieser übereinstimmenden Vorliebe bei Melanie und Egon für's Herrschen liegt vielleicht die Nothwendigkeit ihrer ehelichen Verbindung. Beide, Melanie und Egon, wollten erobern und sich nie erobern lassen; Beide wurden aber erobert, eroberten sich gegenseitig und wurden dann gar noch abgedankt, Melanie sogar von — Dankmar!

Wie nachhaltig die Wendepunkte sind, welche der

Dichter für den Fortgang des Romans erfunden hat, sehen wir sogleich an dem Verweilen Dankmar's auf dem Schlosse, wo er als der vermeinte Fürst Egon erscheint. Nicht allein, daß daraus für das Bild fortrückende Consequenzen entstehen, auch über Hackert gewinnen wir neue Aufschlüsse, und es erstreckt sich jenes Erscheinen in seinen Folgen sogar bis auf das Gelangen des Schreins in den rechtmäßigen Besitz, bis auf den Gewinn des Processes. Denn schwerlich würde Dankmar später die so wichtigen Documente je wieder erhalten haben, wenn er nicht mit Melanie ein Liebesabenteuer gehabt, wenn sie nicht eine so bleibende Neigung für ihn gefaßt hätte. Was Lasally, der Besitzer einer Reitbahn, über Hackert beibringt, ist im höchsten Grade ergreifend, und rundet die schwer zu deutende Gestalt mehr und mehr vor uns ab. Hackert ist das böse, tiefinnere Gewissen seiner selbst und das nach außen reflectirte Derer, die ihn auf ihrem Gewissen haben. Unstät wie er ist, unterscheiden wir deutlich einen Wechsel in seinem Leben. Zu einer gewissen Zeit geht er wie ein Gezeichneter unter den Menschen umher, indem ihn Gewissensqualen und Menschenhaß bis zur Wuth belasten. Dann gedenkt er bei sich jener Spitzkugeln, die er einst den Pferden Lasally's in das Gehirn getrieben.

Sie werden zu Blei=, zu Eisengewichten für ihn, die er wie ein Verbrecher an den Füßen schleppt, sodaß er nicht recht fortkommt. Er zuckt furchtbar zusammen unter solcher Last. Er sieht die Gerippe der zusammengeschossenen Pferde vor sich. Sie stürmen und schnauben gegen ihn vor wie das schwarze Gespann des Hades, als ballten sie sich aus der Luft vor ihm zusammen. Sie spannen sich an ihn an, als wollten sie ihn von entgegengesetzten Seiten her auseinanderreißen. Sie gehen mit ihm durch, wohin? in den Mondschein, in das Nachtwandeln. — Zu einer andern Zeit dagegen ist Hackert erleichtert und wie beflügelt an den Füßen; er ist frivol, er schmettert von Witz, oft sogar von Humor; er blickt in die tiefsten Verborgenheiten, er sieht, erkennt selbst in der Nacht, wie es den Katzen gegeben, aber er ist dann auch nicht selten von Gemüth sehr gut, von einer Aufrichtigkeit gegen Andere erfüllt, die ihn zu jedem Opfer bereit macht. Und das scheint in der That seine eigentliche Natur zu sein. — Endlich kommt eine Zeit über ihn, in der er nicht gerade vom Gewissen gequält wird, aber von Aversionen, Antipathien belästigt, oder vom Geschlechtstriebe, sogar von wirklicher Liebe gestachelt; dann geht er mit sich selbst durch, bricht in den Wald ein (wie dort plötzlich auf

der Fahrt vom Einspänner Dankmar's) und wo, wie, wovon er dann Tage, Wochen lang lebt, weiß kein Mensch, bis er wieder urplötzlich da ist und vor Schlurck, ja sogar vor Melanie steht, im Saale erscheint, wo sie ist, ja wol im Wagen, in dem sie fährt, sie mit entsetzenvollen Liebkosungen überschüttet. Doch ich muß hier leider abbrechen. —

Es sind in dem prächtigen Nachtstück Lichteffecte der stärksten Art unter dem Silberblicke des reinsten Mondes; es sind Blitze des Dichtergenius von den höchsten Höhen der Poesie, wie im Park, in verführerischer Einsamkeit, Melanie alle Sprödigkeit vergißt und Dankmar'n umfängt. Sie hat ihn mit solchen Reizen der Schönheit, der Stimme, der Liebesgluten umstrickt, daß auch er seiner sonstigen Besonnenheit nicht mehr Herr ist; es kommt, wie Melanie ihn berührt, er sie in seinen Armen fühlt, wie ein Traum über ihn. Keine italienische Nacht kann glutenreicher sein. Aber der edle Mensch fühlt auch im Traume, wie süße Umarmungen ihn locken mögen, jenes Sittengesetz, das Erde und Himmel zusammenhält, und über das er nimmer hinaus mag. So Dankmar selbst jetzt. Keines seiner Ideale droben erlosch, nun er das eine, in Erfüllung gegangene, in seinen Armen zu haben wähnte. Wie aber sogar der Liebes*wahn*

die Kraft potenzirt, das erleben wir in der Energie, mit der Dankmar dem eben wieder gespenstig auftauchenden Hackert begegnet, mit der er den Thurm erklettert, um Egon zu holen. —

Auf der Rückfahrt nach der Residenz entwickelt Melanie eine Reihe von Metamorphosen ihrer weiblichen Proteusnatur, welche in Erstaunen setzen. Sie kennt, wie der Dichter selbst, keine Erschöpfung. Melanie ist besonders reizend in der Poesie des Augenblicks, in der Unberechenbarkeit ihrer Einfälle. Was leben und lebenlassen, was das Gedankenpulsiren dieses wunderbaren Herzschlages der Existenz betrifft, dieses Frohwerden des Daseins in der Gesellschaft, so ist sie darin einzig, und keine Französin wird sobald solchen Sprudel von Geist erreichen. Sie ist ewig neu, nämlich für den Gesunden, den Lebensfrohen, den Leichtsinnigen, neu wie jeder Moment des Lebens selbst. Noch dazu ist sie auch hier nicht auf bloßen Klatsch aus, sondern trifft mit ihren Pointen tiefwurzelnde Schäden der Zeit, wie tugendhaft sie auch scheinen, bis auf die Nippes einer feinsollenden Erbaulichkeit, bis auf die geistlichen Musiken vor Frauen und Töchtern edler Herkunft. Das Capitel „Natur und Geist" scheint mir mit diesen Worten zu abstract bezeichnet, da doch sonst auch die Ueberschriften schon

von frischester Staffage sind. Auch hier die lustigste Parforcejagd. Auch der bekannte Vogt und seine Anhänger können sich von Melanie das Ihrige entnehmen. Die Thierseelenkunde in allen Ehren gehalten, jedoch bis zur Absurdität darf man sie nicht treiben. Zwei identische Theorien, von denen aber die eine beim Aberwitz anlangt, können sehr wohl von zwei ganz verschiedenen Seiten herkommen, von der loyalen (Dagobert von Harder) und radicalen; von denen jedoch jene nicht im mindesten der bloßen Tagesfrömmigkeit huldigt, diese dagegen sich über allen Menschengeist hinausdünkt, oder sie müßte sich denn tief unter ihm behagen.

Neben Melanie muß ich hier noch Lasally's gedenken. Auch dieser Charakter durfte unserm Weltromane nicht fehlen, denn Lasallys trifft man in unserer Zeit in allen Städten, in denen ein gewisser Luxus und chevalereske Manieren sich zusammendrängen. Völlig ihnen ebenbürtig — den Rittern vom Pferde — wird nun zwar, obwol er ein Reiter im Paradestyl ist, der Dirigent einer Reitbahn von den Cavalieren nicht genommen werden, aber er macht sich auch nichts daraus und befriedigt sich mit ihren Louisdoren. Lasally ist kein übler Mensch, er hat seine scharfbeschlagenen, funkengebenden Einfälle, die

er im Geselligen vorreitet; aber es ist ein Unglück, wenn Leute ihren Stand nicht vergessen können. Es gibt höhere Militärs, die als Entrepreneure bei Tanzarrangements, vielleicht als Vorbereitung zu Bällen, wo es gilt, einem auserlesenen Damenflor Touren mit aller Feinheit der Galanterie kaum beizubringen, vielmehr nur zu entlocken, doch mit aller Dressur und im Commandoton der Exercirplätze verfahren. So geht es Lasally. Selbst wo der Rhythmus der Geselligkeit im schönsten Gange ist, klatscht Lasally, wie aus Gewohnheit, mit der Hetzpeitsche seiner Bemerkungen und Launen dazwischen; wie ein Kunstreiter seine Untergebenen, sogar wenn sie es bei den Klängen der Musik noch so gut machen, gern mit solchen Knalleffecten begleitet. Für Lasally existiren nur Pferde und Jockeys. Er kann sich zurückhalten, er hat seine feinern Redewendungen, aber immer stehen die Pferdepassionen nur wie an der Halfter, um, zumal wenn er gereizt wird, sogleich losgelassen zu werden. So trefflich und aus einem Guß hat auch ihn der Dichter hingestellt und ferner bedacht, daß selbst da, wo Lasally mit Schlurck sich auseinandersetzt, er sich doch für Melanie nur mit einer Summe abfinden läßt, als handle es sich um ein kostbares Pferd.

Auch Justus, dem Heidekrüger, begegnen wir wieder,

und es werden über die ganze Misère unserer Jetztzeit, bei Gelegenheit unerquicklich politischer Zustände, die schärfsten Laugen ausgegossen; aber welches reine Gemüth verkündet sich hinter dem Allen, und bedauert, daß der Jammer, trotz aller Staatskunst und Bildung, kein Ende nehmen will! Wenn Dankmar ausruft: „Wo ist auch noch ein Trost für unbefriedigte Gemüther unserer Zeit, als allein in der Liebe? Wo ist die Bürgschaft noch, daß in den Schrecken der Empörungen und Kriege, in den schaudervollen Gerichten der Rache noch etwas vom Ewigen und Menschlichen sich erhält, als in der Liebe? Wo werden noch Worte des Lebens gesprochen, wo rinnen noch Thränen der Freude, wo weht noch der Hauch des stillen Einverständnisses, wo ist noch Liebe, als in der Liebe!" (II, 241), so ist in solchen Sätzen denn doch ein- für allemal, noch außer dem sonstigen Reichthum, der Charakter und die Gesinnung unsers Romans entschieden ausgesprochen; und was wollt ihr also, ihr Feinde desselben und Verleumder?

Nun gar wieder da, wo Ackermann in der mondserhellten Nacht dem schlafenden Dankmar das Bild unter das Kissen legt, eine Locke ihm abschneidet, da erreichen wir auf's Neue einen der Höhenpunkte des Dichterwerks; wir schauen schon fern in den Ullagrund

hinein, wo drei Glückliche sind, und die Locke den Brautbewerber legitimirt. Jetzt aber ist es die Friedensfeier, mitten im Tumulte des Gasthauses und doch einer höhern Welt; es ist als schaute die ganze Idealwelt vom Himmel herab, wenn sie nicht in Ackermann sogar einen Abgesandten schickte, um sich mit zu freuen einer der Scenen wie sie auf Erden selten sind; es ist als wenn Dankmar in eine höhere Existenz hinüber verklärt würde, nun ihn der Athem eines solchen Genius berührt; er weiß, was um ihn her vorgeht, und weiß es doch auch nicht, denn Traum und Wachen sind oft so keins von beiden, wie jetzt in Dankmar, daß sehr wohl auch das Leben nach dem Tode, trotz eurer Schulmeister-Logik, noch etwas Drittes sein könnte außer Nichtsein und Sein, nämlich etwas Anderes als was ihr jetzt so nennt.

Nach einer solchen Einkehr des Erhabenen bei den Menschen auf Erden sind wir nun doppelt empfänglich für eine Komik, welche freilich alle Gefahren des Lach- und Stickkrampfes mit sich führt. Aber nein, mein Freund, Lachen aus solchen Beweggründen ist gesund, und das Lachen über das, was Melanie, nachdem sie das Bild erhalten, dem Intendanten bereitet, hat mir eine Asthma hinweggenommen. Stellen Sie es sich mit mir nur noch einmal vor, welche

Hörner schon die Braut, und noch dazu eine Verirbraut, seiner Excellenz aufsetzt; wie dieselbe als Hornthier den Meubleswagen besteigen, die Thür in's Schloß schnappt und derselbe Mann, dessen Mund noch immer nach der frischen Auster Schlurck gelüstet, in der Menagerie auf- und davongefahren wird, um in der Residenz als eine Seltenheit von Gethier vorgezeigt zu werden. —

Aber auch wir wären jetzt in der Residenz angelangt, wo mit den „neuen Menschen" (I, 253) in der That ein ganz neues Nebeneinander unsern Blicken aufgeht. Wir sind jetzt, nach dem was ich über die Structur des Romans schon früher bemerkt, auf dem Hauptterrain seiner Massenwirkungen angekommen. Eine ungeheuere Perspective über die endlose Stadt hin eröffnet sich uns. Aber schon die Art Landhaus außerhalb der Ringmauer, an dem wir absteigen, wo das nächste Nebeneinander von Hausfluren, Entrées, Boudoirs, Arbeits- und Gesellschaftszimmern eine schnelle Orientirung nicht so leicht macht, läßt vermuthen, daß wir an diesem Ort auf manche Räthselhaftigkeit stoßen werden, die erst spät ihre Lösung finden dürfte. Noch dazu machen wir die Bekanntschaft mit zwei Frauen, welche die Räthsel vermehren. Hier sind jedenfalls unheimliche Erinnerungen, Leidenschaften, Intriguen,

Pläne, aber auch die äusserſten Beſorgniſſe vor der Zukunft im Spiel. Die eine der Frauen hat vornehmen Pli, ihre Rede verräth außerordentliche Bildung, der Falkenblick ihres Auges läßt auf einen entſprechenden Verſtand ſchließen. Die ältere ſcheint mehr emporgekommen als Ariſtokratin von Geburt; wir entdecken in ihr eine gemeine aber verſchmitzte Natur, die ſchon mit dieſer, ohne Bildung, auszukommen gedenkt; ſie hat den Blick eines Luchſes, ſie hat etwas Bemutterndes, Beſchwichtigendes, Ausredendes im Verhältniß zu ihrer Freundin. Sie hellt auf, wo jene vielleicht zu ſchwarz ſieht, ſie bemäntelt, wo jene ſich anklagen möchte. Aus Allem entnehmen wir zuletzt, daß Beide, Pauline und die Ludmer, im Nebeneinander einer gleichen moraliſchen Verworfenheit ſich befinden. Das Bild iſt auch hier wieder der Brennſpiegel, deſſen Tragweite bis in dieſe Villa reicht. Es wird von Pauline vermißt und doch gefürchtet. Sie fürchtet in dem Spiegel dieſes Bildes ihr eigenes Seelenbild zu finden, vor dem ſie zurückbebt.

Der zweite Band des Romans führt uns bis zur Ankunft der Gräfin d'Azimont in der Reſidenz. Uebrigens hat Pauline von Harder, obwol bedeutend herangelebt, ja alt, noch immer ihren Liebreiz; es iſt

der letzte, allerletzte Nachschimmer ihres einstigen Wesens, da sie noch moralisch war. Der jetzige Reiz wird ihr mehr aufgelegt durch Schminke der Bildung, durch die ihr zur Gewohnheit gewordenen Tournüren und Allüren — immerhin darf man bei dem letzten Worte hier nicht bloß an Pferde, auch an den Teufel denken — der Salons, vor allem durch einen Aufwand von Geist, den sie im Brillantfeuer der Geselligkeit geltend zu machen versteht. Ungeachtet wir uns vor ihr entsetzen, so hat Pauline doch etwas von der Weichheit des Tones, der Grazie der Bewegung gebildeter Berlinerinnen. Ihre Billets sogar schatten jenen Liebreiz noch ab — wie das an die d'Azimont (II, 297) —, ungeachtet sie solche oft in voller Verzweiflung hinwirft; die Sentiments, die Außersichseins, die, wenn auch erheuchelten Innigkeiten, nebenbei auch die Blicke auf Familienähnlichkeiten, Alles und Jedes ist echtdamenhaft, frauenzimmerlich. Wäre die Schreiberin nicht alt und wäre sie nicht unmoralisch, man könnte sich schon in ihren Styl, in diesen malerisch geworfenen Shawl ihrer Rede verlieben.

VI.

Darf man denn in trüber Stimmung dem Freunde einen Brief schreiben, wenn der Schmerz über die Gebrechen der Menschheit, die freilich unsere eigenen sind, in unserer Seele wühlt und wir nicht wissen, wie wir ihn lindern sollen? Ich beantworte meine Frage durch diese Zeilen selbst, und Sie, Verehrtester, werden meine Antwort gut heißen. Sie sehen, es ist mir heut' nicht so zu Muthe, wie an jenem unvergeßlichen Tage, da Ackermann und sein holder Knabe an mir vorüberzogen, sogar bei meinen innersten Sympathien einsprachen. Es ist heute Pauline von Harder, die einen langen Schatten mir in die Seele wirft. Ist doch der Widerspruch in jener Frau der der menschlichen Natur selbst, den Wenige nur ausgleichen. Ist doch unsere ganze Culturgeschichte von jenem Widerspruche durchzogen! So viel Geist, so viel Scharfblick, Verlangen nach Wohlsein, Gabe, Andern und sich das Leben zu verschönen, und doch die Ver-

blendung, daß man ein dauerndes Glück erreichen werde, ohne das moralische Gesetz der Weltordnung zu erfüllen. In Paulinen eine so scharfe Kritik der „Gesellschaften" und der „kleinen Cirkel", und doch der merkwürdige Wahn, man könne an der Spitze einer geistreichen Coterie, durch Schriftstellerei in der Weise von «Amarantha» und «Nabasdi» und nun gar durch ein politisches Journal, redigirt von einem belletristischen Expriester, eine unüberwindliche Macht werden, um durch «Das Jahrhundert» das Jahrhundert zu reformiren, um den ungeheuern Katastrophen des Weltlaufs und der letzten des Todes ruhig entgegenzusehen. Doch freilich aus höhern Kreisen hergekommen, aber auch aus der Zeit der sogenannten Wiedergeburt Deutschlands, wo indessen bald sehr begründete Unzufriedenheiten im Oeffentlichen laut wurden, groß geworden unter dem Hochgenusse der deutschen Classik und Romantik, unter den stolzen Einflüssen einer Philosophie, die genial und wahrhaftig nicht blöde war, dann in eine flaue Zeit der Politik hinübergelebt, auf Reisen, in den schönsten Ländern, mit den seltensten Männern umgetrieben, von denen zwei ihr ewiges Theil besser zu retten verstanden als Pauline selbst, zuletzt verwelkt, verbittert, vergrollt, vom Glänzenwollen, der Herrschsucht gespornt, ohne Fähigkeit zum Humor,

ohne gesundes Vertrauen auf Gott; — man begreift ein solches Weib, die ein Reich mit Umsicht hätte regieren können, und sich selbst nicht regierte, sondern sogar moralisch ruinirte. Wir werden ihr noch öfter begegnen. Aber — daß man sie in ihrer sittlichen Versunkenheit schon jetzt sich deutlich macht, ist immer schon etwas.

Sie sehen, das Schreiben an einen Freund hat immer sein Gutes; ich fange an mich zu beruhigen. Und daß mein Himmel sich vollends erheitere, ich treffe auf meine Lieblinge, auf Ackermann und Selmar. Wir finden sie auf dem Gange zum Palais des Fürsten, der todeskrank ist. Sie treten wieder so leise wie mit Geisterschritten auf, als gelte es den Kranken nicht zu stören sondern zu erquicken. Das Gespräch zwischen den Beiden ist von einer Geistigkeit durchduftet, von einer Hoheit erfüllt, in einer so verständigen und doch tief gemüthvollen Bestimmtheit gefaßt, daß es uns sogleich die selten gearteten Gestalten wieder kundgibt, welche es führen. Wie Ackermann es dem mädchenhaften Sohne unter der Hand sagt, daß Egon „vornehm und leichtsinnig" sei (III, 47), indem Beide doch Dankmar meinen und was sonst noch gesprochen wird, haucht uns aus dem Allen die Lieblichkeit, Innigkeit, Klugheit der Engel entgegen. Auch sieht man, was ein solch' amerikanischer Vater

einem Kinde schon bieten darf. Ackermann spielt an der angeführten Stelle sogar auf Melanie an. Aber trotz Engelnatur und ihrer menschenfreundlichen Sendung, trotz Zartheit und Idealität der Fürsorge und Liebe, die zum Kranken zieht, es fehlt unserm prächtigen Amerikaner auch nicht an realistischer Energie. Er beweist es in der nachfolgenden „Scene", im Namen der Gerechtigkeit, an Schlurck. Auch ist die Tugend, die Ehrlichkeit, noch dazu in einem Manne von so idealer und zugleich praktischer Gediegenheit, stets stärker als die Klugheit, die nur verdienen und genießen will. Die Worte, laut gegen Schlurck gerichtet, aus dem Munde eines Ackermann: „Kein Schurke, nie!" bringen eine Totalveränderung in dem ganzen Romane hervor, und wirken auf den Justizrath wie ein erster Anfall von Schlag, der sich zu wiederholen pflegt, bis er den Tod in seinem Geleite mitbringt.

Was soll ich nun aber von Louis Armand sagen, den wir hier zum ersten male kennen lernen, und zwar am Krankenbette des Fürsten, seines Freundes? Der fürwahr (wie die andern Ritter vom Geiste) hat gerechten Anspruch darauf, einer von den „neuen Menschen" zu sein, im besten Sinne des Wortes, welche das vierzehnte Capitel des zweiten Buches verkündet. Louis Armand ist einer von den bereits ausgewachsenen

Menschen der Zukunft, wie auch Goethe und George Sand solche schon andeuten und ausführen. Das ganze schöne Frankreich liegt vor uns, um uns, wo wir mit Armand verkehren; aber auch Deutschland umgibt uns — es ist der Zauber der Poesie, die ein solches Neben- und Ineinander zu malen vermag —, denn seine Mutter war eine Deutsche und er hatte, weich und wehmüthig wie sein Gemüth, nachdenklich wie sein Kopf ist, eine Sehnsucht nach uns. Ja, dieser Louis ist nur ein schlichter Arbeiter, ein Arbeiter mit der Hand; sein Handwerk hat aber einen wahrhaft goldenen Boden, denn er ist ein Vergolder. Und noch mehr als dieses. Das Gold der Morgenröthe, deren Stunde ja ohnehin Gold im Munde führt, der Morgenröthe einer schönern Zukunft, liegt seinem Blicke offen und er lebt ihr entgegen. Ob Schwielen seine Hand drücken, ob immerhin er Communist ist, er ist ein redlicher Arbeiter, der mit der Werkthätigkeit bereits die Feier verbindet; denn Louis hat sich seine ganz eigene Philosophie geschaffen und auch die Poesie übt er, und wenn er seine Strophen baut, so wohnt Wehmuth darinnen über das arme Volk, das noch immer im Schweiße des Angesichts Früchte gewinnt, welche die Reichen vergeuden. Doch was ist die Sklaverei der Gegenwart gegen die Freiheit der Zukunft! Wo ihr diesen Ar-

mand auch seht, bei seinen Goldleisten oder im Palast des Fürsten, mit Fränzchen Heunisch, um deren Hand er nicht einmal zu werben wagt, deren reine, zarte Blumenseele er nur behüten will, oder mit den Bildungen bei Dystra, Generalen und Diplomaten gegenüber; nirgend wird er sich überheben, überall ist er die Bescheidenheit selbst, die liebenswürdigste Zurückhaltung, und doch was er sagt und wie er es sagt, es ist Freimuth drin und Menschenwürde und sein Wort ist wie ein goldener, sinnig geprägter Rahmen aus Rosenholz, der Wohlgeruch athmet und ein schönes Bild umschließt. Komm bald, o Zeit, die uns solcher Handwerker viele bringt, die mit einem Goldrahmen das ganze Leben umfangen, denn ein herrliches Gemälde verdient auch eine würdige Einfassung! —

Die Figurationen, die Gruppen, die einzelnen und nicht mehr zu übersehenden Sphären im Organismus oder vielmehr im Systeme unsers Romans senden jetzt stets dichtere, strahlenförmige Radien nach dem Centrum aus, um welches sie sich immer schneller, zugleich sich annähernd, bewegen, mit den Geistern, welche sie treiben; sodaß auch ich mich beschleunigen muß, um nicht gar zu weit hinter dem ordnenden Meister von dem Allen zurückzubleiben, die Mitte zu durchdringen und noch die entgegengesetzte Peripherie

zu erreichen; wenn ich auch sehr bedeutende Partien völlig liegen lassen muß. Ich kann Ihnen, verehrter Freund, hier nur trockene Sternenverzeichnisse liefern in Vergleich mit der Fülle der Ereignisse und Gestalten, welche in dem Kosmos des ganzen Werkes auf- und niedergehen.

Der dritte Band führt uns bis zum Besuche der d'Azimont bei Pauline von Harder oder vielmehr bis zu dem leidenschaftlichsten Händeringen einer aus Liebe Verzweifelten, die ihre Ströme von Thränen ausweint in ein Herz, das zwar Verstellungen hat und noch Beklemmungen kennt, jedoch sicher nicht mehr Mitempfindungen für solche Jugendschwärmereien, ob sie die Schwärmerin auch dem Wahnsinn überlieferten. Der vierte Band endet mit der Auflösung eines Hauptknotens, indem Dankmar nicht bloß den Schrein wiedererhält, sondern auch die eigentlichen Mysterien desselben, deren Documente ihm Melanie in die Hand legt.

Ich will von dem Propste Gelbsattel schweigen, der da beweist, daß es nicht allein politische Windzeichen, sondern auch Kirchenfahnen gibt, die sich nach dem Wetter der Zeit drehen, ehe man die Hand umkehrt, gebildete Schönredner im Amte, von salbungsvoller Lauheit, einer heiligen Geistreichigkeit, die unter dem Vorwande von Familienbesuchen aus Seelsorge

ganz andere Studien zu ihrem Vortheile treiben und sich nur dadurch eben von den Stromern unterscheiden, daß sie weltklüger sind, und nie eine Pfründe aufgeben ohne eine fettere zu haben. Auch über Drommeldey, dessen Name wieder vortrefflich erfunden ist, muß ich mich leider des Nähern enthalten. Seine wahre Meinung, nicht bloß von der Krankheit, von dem Vermögen des Arztes, auch von den innern Missionen, wird selbst der Hof nie erfahren; aber Drommeldey wird über alle diese geistvoll zu sprechen verstehen und stets ein aufgeräumter Gesellschafter sein und wird, wenn er Abends nach Hause kommt, vor Lachen nicht zu bleiben wissen. Drommeldey weiß, daß sprechen bei Patienten mehr hilft als schreiben, nämlich Recepte. Aus jedem Rohre weiß er sich Pfeifen zu schneiden, nach denen seine Patienten tanzen müssen, und er bläst sie ausgezeichnet; aus jedem Wuste und Schlamme (ohne im Ernst auf die Wirkung von Schlammbädern etwas zu geben) des Magens und der Eingeweide weiß er Gedanken der Unterhaltung zu locken, wie die Rohrdommel, die ja auch Rohrdrommel heißt, ebenfalls das Rohr liebt, und den Kopf in den Schlamm steckt, um recht wirksame Töne zu vollführen. O, über die Unwissenheit nicht weniger Heilkünstler, die am Krankenbette so

wenig Gebrauch von der Conversation zu machen wissen! Ich wünschte, lieber Freund, schon deshalb, daß recht viele Aerzte und Diakonissinnen frommer und vornehmer Heilanstalten Gutzkow's «Ritter vom Geiste» studirten, um nicht bloß homöopathisch oder allopathisch, sondern auch drommeldeyisch helfen zu können und Abends auf ihrem Zimmer über die Menschen zu lachen. —

Ich mag solche Romane nicht, die uns die Natur verfälschen und die Ideen nicht selten uns völlig schuldig bleiben, um uns statt deren ewig nur den Salon und die Saison in ihrer Blasirtheit oder gar die Tugend und Emancipation im Riesenstyl des Humbugs unterzuschieben. Das liest sich die Seele aus dem Leibe weg an einem solchen Roman, die Seele, die, wenn auch nicht der Schwarze, der Teufel holt, doch irgend ein schwarzwälder Bauer oder ein Schwarzer aus Onkel Tom's Hütte verspeist. Wie frisch und rein uns die Natur in den «Rittern» wieder einmal vorgeführt wird, das wissen wir schon, aber — wir wollen auch Bildung, wir wollen Gespräche, die uns Gedanken spenden, die uns Tage und Wochen lang zu denken geben, und wollen sie in der reinsten Sprachform. Wer mit dem Oheim in Goethe's «Meister» — «Bekenntnisse einer schönen Seele» — Umgang gehabt

hat, oder mit dem Fremden, der anatomische Präparate als Kunstwerke verfertigt — in den «Wanderjahren» —, vergißt das nimmer und ist nicht so leicht zu befriedigen. Das aber laß ich mir gefallen, was ich in dem Capitel „Die Ganzen und die Halben" (III, 173) in Erfahrung bringe. Dieser Dialog der Maler ist classisch in jedem Betracht, ein Seitenstück zu ihm das Gespräch zwischen Ackermann und Leidenfrost in der Willing'schen Fabrik (IV, 204) als Intermezzo des Fortunaballs. Gutzkow handhabt den Dialog ureigen. Schon in «Maha Guru», in «Seraphine», im «Blasedow» trat das glänzend hervor. Da kommen Menschen zusammen, die was zu sagen haben. Da ist die Sprache noch von keiner Akademie vorgeschrieben, sie wächst in aller Ueppigkeit aus dem Individuellen der Sprechenden, aus dem Keimpunkte des Augenblicks hervor, sie hat Maß, aber sie hat auch Uebermuth. — Wir finden dort in unserm Romane vier Maler im Atelier des Professor Berg. Zwei von ihnen, Reichmeyer und Heinrichson, sind wie ihr Naturell ziemlich auf's Weltliche aus. Den letzten müssen wir später sogar verachten, wenn wir an Auguste Ludmer denken. Leidenfrost ist Humorist. Durchschüttelt vom Schicksal, vielseitig an Kenntniß, vielleicht der Technik mit mehr Neigung zugewandt als der Malerei, liebt er den Ernst zu parodiren, ob

er auch probehaltig sei. Er kehrt Widerhaken heraus, er ist scharf, beizend und beißend nach allen Seiten hin, aber voller Gesichtspunkte und für Ideen empfänglich. Siegbert, den wir bereits kennen, ist offenbar der Bedeutendste von Allen, er siegt durch Nachgiebigkeit, er ist unerschütterlich in seiner Sanftmuth und lebt in Anschauungen, die so fruchtbar, so groß, so weltverklärend mit dem Pinsel sind, daß ihm nur eine andere Zeit fehlt; er würde unter einem geistesverwandten Meister der Vorzeit vielleicht ein ähnlicher Meister geworden sein. Was die genannten Vier nun hin und her sprechen in der Keckheit des Augenblicks, zur Gedankenwürze an der Staffelei, das ist voll Charakteristik für unsere Gegenwart. Wie sich hier den Malern die Kritik als hyperkritisch ergibt, so ist die Kritik im großen Ganzen in unsern Tagen, so verhält sie sich zum Christenthum, so zu den Werken der echten Production. Jeder gravire sich doch die Worte Leidenfrost's (III, 184) tief in die Seele ein, wie man heute mit dem Ideal umgeht, wie das, was sich den Prunk damit gibt, eitel Lügerei ist. — Daß es sich in diesem Gespräch um zwei Bilder handelt, die Christus und Nikodemus sehr verschiedentlich darstellen, ist für das Ritterthum vom Geiste bedeutend genug. Die Menschheit soll ja endlich aus dem

Grunde wiedergeboren werden. Auch hat Siegbert wieder einen herrlichen Blick, wenn er in dem einen Bilde die Person Christi vermißt. Was Person ist, Würde jedes Menschen auch für die Zukunft, Würde aus dem Geist und für den Geist, die in unserer Zeit noch gar nicht genug respectirt wird, das kann man erst aus dem Neuen Testamente von Christo lernen. Gerade aus dem Gespräche Christi mit Nikodemus leuchtet in überirdischem Glanze eine Persönlichkeit hervor, die nichts mehr mit Fraubasenschaften, mit Verwandtschaften des Blutes, mit Ahnenthümern und Stammbäumen zu thun hat, sondern nur mit dem Geiste, der einzig der Herr der Welt, somit aber Person in eminentester Bedeutung des Wortes ist, und dem wieder beigetreten zu sein, im Zeitalter einer materialistischen Stumpfheit, einer oft schwachköpfig gewordenen Kritik, die sich nun wieder in die abstracte Sittlichkeit wirft, infallibel thut, der gemeinen Wirklichkeit huldigt, jedes geistige Product höherer Art und das Christenthum selbst sich immer anders ausgebeten hat, schon allein das Ritterthum vom Geiste zu einem folgenreichen Ereigniß ohne Gleichen stempelt. —

Was soll ich Ihnen, Freund, um Sie an die nochmalige Lectüre unsers Romans dringend zu mahnen, aus dem vorliegenden dritten Buche nun noch mehr

hervorheben, ohne meinem Briefe auf's Neue eine so unverhältnißmäßige Länge zu geben? Da ist das elfte Capitel: „Junges Leben, frisches Hoffen" (III, 219). Wir erhalten darin vollends Aufschluß über Melanie; Dankmar und Siegbert sagen sich von ihr los. Der Brief Dankmar's ist der reinste Ausdruck edler Natur, voll Genialität des Junggesellenthums; wie denn alle Briefe in den «Rittern» — bis auf den des alten Fürsten an Egon, geschwellt vom köstlichsten Soldatenhumor — eine Melodie des Seelenlebens ausspielen, die wir in unserer deutschen Literatur in so ergreifenden Weisen seit Jean Paul nicht mehr gehört haben. Ich las jenes elfte Capitel in der Nacht und kann Ihnen nicht sagen, wie allgewaltig es auf mich wirkte und mich auf's Weitere versessen machte. Wir sollen mit den Brüdern nun nächstens Hackert in seiner Dachwohnung besuchen. Dankmar schreibt: „Hackert will Bekenntnisse machen; du hättest den ersten Funken der Liebe in seine grauenvolle Nacht geworfen." Was? Hackert kann lieben? Ich finde von jener Nacht her, um Ihnen zu zeigen, wie unglaublich jenes Capitel in mir rumorte, in meinem Skizzenbuche aufgezeichnet: „Erfindung aller Erfindungen, Spannung aller Spannungen! Unbeschreiblich, ungeahnt, unnachahmlich!" — und in der That, es gibt

Bücher, die uns lebenssatt machen, die uns den melancholischen Wahn hervorrufen, als könnte nun nichts Neues mehr gesagt werden, als wär' in Gedanken und Ausdruck Alles erschöpft. Ich könnte Ihnen sogleich drei, vier solcher, vielleicht sehr beliebten Werke der neusten Literatur nennen. Ein solches Product dagegen wie die «Ritter» schließt uns die Unendlichkeit nach allen Seiten auf; wir sind überglücklich, wir ahnen auch das, was wir selbst noch erfinden könnten. —

Da ist ferner in der Residenz diese russische Colonie einer Fürstenfamilie Wäsämskoi, die in der Gräfin d'Azimont ihren Absenker bis nach Paris hat. Das ist ein Kreis von Menschen, wieder so originell, so bis in's Kleinste der russischen Natur und Aristokratie nachgebildet, daß uns die subtilsten Geister slavischer Nationalität anfliegen. Die Russen haben bekanntlich eine seltene Gabe, Bildung sich anzueignen, Sprachen zu lernen, schnell sich zu acclimatisiren, zu nationalisiren. Deutsche Bildung hat in Rußland seit Peter dem Großen gewiß mehr Wurzel geschlagen als französische. Unsere Familie dort repräsentirt freilich beides. Die Fürstin Wäsämskoi und die Kinder haben offenbar viel deutsches Element, die d'Azimont, an einen Grafen dieses Namens verheirathet, hat sich parisirt und

flammt, wie ich bereits angedeutet, in einen Affect auf, der hinter Rousseau's «Heloise» und George Sand nicht zurückbleibt. Aber die Wäsämskois! Die Fürstin im Witwenstande der Trauer ist, wie es scheint, sehr einfach in ihren Ansprüchen, ungeachtet sie der Hof der Residenz bereits auszeichnet. Sie ist etwas bequem und bis dahin sehr ruhiger Natur. Ihre Nerven sind gewiß anti-modern, d. h. stark. Sie erfreut sich einer Stütze an einem Manne, der ein deutscher Pastor ist, zugleich der Erzieher der Kinder, und der sich, als seine Frau und der Fürst starben, keinen Augenblick besann, der Schirm und Schutz der Familie zu sein, also ein Anti-Stromer der Aufopferung, wogegen dieser seine eigene Familie verließ. Wahrhaftig dieser Pfarrer Rudhard, im Besitze einer gediegenen Bildung von Schulpforte her, ist ein Biedermann durch und durch, von einer Solidität des Verstandes, von einer Geradheit und Rücksichtslosigkeit des Urtheils, daß man in ihm sogar den alten Rationalismus schätzen lernt. Er schneidet ein, er blitzt und donnert mitten in der vornehmsten Gesellschaft, wo er den grauen Staar des Ueberglaubens bemerkt, wo ihm mystische Dünste die Atmosphäre verderben. Und doch ist er es, der dem Fürsten Egon, seinem einstigen Zögling, statt der fehlenden Memoiren, den

Thomas a Kempis als Ersatz mit dem Bilde der Mutter, freilich auf deren Wunsch, zufertigt (V, 176). — Aber die Kinder der Fürstin, die kleinen Wäsämskois, Paulowna und Rurik. Das verräth, ungeachtet der häuslichen Einrichtung auf kleinen Fuß, angeborene Aristokratie, fürstliche Vorempfindungen, vornehme, auf sich bezogene Voraussetzungen. Jeder Zoll schon ein kleiner Fürst. Das radebrecht deutsch, bricht den Vocal, schärft den Consonanten, versetzt den Accent, aber Alles um so reizender. Nicht minder Olga, die in der Welt der Dichtung in's Leben gerufen zu haben, der Dichter allen Preis verdient. Das ist ein Wesen, süß wie der Wohllaut ihres Namens, eine frische Melone, die aus dem Netz ihrer Schönheit eben hervorbricht, eine Blume unten vom Schwarzen Meere, dessen dunkle Flut ihr Auge abspiegelt, daß wir hinaus in den Orient blicken und glühen. Das ist der unnennbare Zauber dieses Wesens, daß es der Dichter im Uebergange, im Zwielichte von Kind und Jungfrau lange gelassen hat, bis das holdeste Mädchen in voller Reife vor uns steht, ähnlich wie Selmar und Selma lange ineinander schweben und sich androgynisch vereinigen, bis auch in ihnen die Jungfrau siegt. Ja, Olga ist kindisch, um der Jungfrau ihr Recht zu erringen. Sie ist verborgen, sie ist still, auch wenn sie sich nähert; man merkt sie gar nicht, bis sie

plötzlich etwas ausführt, und man nicht wenig überrascht ist über solch' einen Einfall. Siegbert Wildungen, ohne daß er es weiß, weckt die schöne Blume auf. Sie lohnt ihm mit Blumen. Himmel, das ist eine Erfindung vom Dichter! Das würdigste Finale des dritten Bandes. Die stille Blume des südlichen Rußlands, die schöne Moskowiterin, begnügt sich nicht mit dem Selam des Orients. Was soll ein bloßer Strauß einem solchen Geliebten? Wie Kinder es treiben, aus sicherer Verborgenheit, etwa aus der Luke eines Söllers, Schneebälle auf die Vorübergehenden zu werfen, so wirft Olga hier einen ganzen Regen von Schneebällen, nämlich von herrlichen Blumen, zum Fenster hinunter auf ihren Freund und kündigt ihm an, daß sie ihn liebe. Und das Feuer greift immer weiter. Der alte Rudhard erschrickt nicht wenig, was daraus werden könnte. Das ganze Haus wird draufgehn! Schon steht die Mutter selbst, die sonst so ruhige, bequeme, in Liebesflammen, von der Tochter entzündet. Die Feuerstifterin muß fort. Wird Italien helfen? Tante d'Azimont, die auch dorthin flieht, da auch sie um Egon lichterloh brennt? Nein, Olga wird jetzt nicht bloß Glut der Liebe, auch Glut des Hasses werden. Aber — Musik hilft. Hier verfährt der Dichter nicht bloß nach einem tief innern Gesetze der Psychologie, auch

nach dem seiner eigensten Natur und seines Romans. Anna von Harder hilft. — Dies führt mich zum letzten Capitel des dritten Bandes, welches die Ueberschrift hat: „Ein Aeolsharfenton".

Diese Anna von Harder ist fürwahr der reinste Harfenton einer weiblichen Seele, den je der Sturm der Erdgeschichte aus der Leiblichkeit hervorgerufen, ein zum Himmel hinauf rückkehrender Geist, während ihre Schwester Pauline sich immer tiefer einspinnt, durch Ränke und Lügen, in die Finsterniß, in das Infernum der Erde. Konnten zwei so verschiedene Früchte an ein und demselben Stamme erwachsen? Anna von Harder ist eine ausgetragene Gestalt im Sinne Jean Paul's, wie sie seinen großartigen, prächtigen Entwürfen in der Regel anfänglich vorschwebten. Aber er verdarb sich seine genialen Compositionen nicht selten durch eine zu stark besetzte Instrumentirung. Dennoch ist und bleibt Jean Paul einer der erstaunenswerthesten Dichter und Künstler aller Zeiten, der in Uranlage, im Herausschlagen der Gestalt aus dem rohen Block, in der Ausmeißelung einzelner Theile, zumal aber, wenn er zu Farbe und Pinsel greift und Flammen auf Fresken wirft, daß Vulkane rauchen und die Wälder im Widerschein sich röthen und ganze Sternenhimmel funkeln, nur Wenige seines Gleichen

hat. Ich komme gerade bei Gutzkow absichtlich öfter auf Goethe und Jean Paul zu sprechen, da Gutzkow in seinen schönsten Bildungen die klare Gestalt des ersten und die musikalisch, großartig plastische (wie gesagt in der ersten Ausführung), aber auch malerische Lebendigkeit des letzten hat. Ich wünschte, daß Gutzkow noch mehr in der letzten ausruhte, trotz des Sturmschritts seiner Zeit, und sich so recht behaglich, wie er in der Idylle- eingelegter Episoden Meister ist, darin auch niederließe.

Anna von Harder ist von Leiden nicht verschont worden, ihre eigene Schwester Pauline hat ihr des Herben genug zu kosten gegeben, ihre einzige Tochter hat ihr der Tod entrissen, sie aber ist dieselbe geblieben, oder vielmehr sie hat sich von Schmerz zu Schmerz hinaufgeläutert, während ihre Schwester «Läuterungen» nur schrieb. O, über diese elende Wiedergeburt auf dem Papier! Anna hat kein Verlangen nach den „Gesellschaften" und den „kleinen Cirkeln", ungeachtet sie nach ihr geizen; sie hat nur Verlangen dort in Tempelheide den Alten zu pflegen, die Thiere zu füttern, Gutes zu stiften wo sie steht und geht, und, wie Musik ihr Labsal ist, so hat sie so viele Harmonien derselben in sich aufgenommen, um auch vom Krächzen der Raben und dem Gelächter der Papageien

nicht mehr gestört zu werden. Sie lauscht dann Abends gern den Aeolsharfen, die ihr von seligen Geistern Kunde geben, während Pauline von Gespenstern geschreckt wird, nach deren Existenz sich die Ludmer sogar bei der Polizei erkundigen muß. Der letzte Liebreiz schöner Geistesanlagen und der einstigen Jugend, den wir nur wie ein letztes Abendroth noch auf Paulinen sehen, wir finden ihn, in der Gesellschaft bei der Fürstin Wäsämskoi, auch auf Anna's ganzem Antlitz ausgeprägt, ungeachtet auch sie schon Matrone ist; aber bei Anna von Harder ist es schon ein Morgenroth, das sie umleuchtet, von einer andern Sonne geworfen als der, welche uns hienieden aufgeht. In diesem Lichte verklärt sie ihre Schmerzen, aber auch ihre Freuden, wie die, welche ihr Ackermann oder vielmehr Rodewald bereitet, als er ihr nicht ihre Tochter, sein Weib, wol aber seine Tochter, ihre Enkelin in Selma zuführt. Das sind dann die Festtage ihres Lebens. Aber auch die Monotonie des Werktags weiß sie zur Feier zu erheben, und wird diese durch neue Stürme unterbrochen, auch die zu beschwichtigen, wie ja auch auf der Aeolsharfe der Sturm dann am schönsten schlägt, wenn ihre Saiten im Einklange gestimmt sind.

VII.

Vielleicht gibt es im Reiche der Möglichkeiten keinen Gegenstand, der mehr den Eindruck der Macht, aber auch Ohnmacht zugleich zu erkennen geben könnte als eine Schöne, die in der Verzweifelung an ihrem Geliebten zu ihrer Freundin flüchtet, um ihren Schmerz auszurasen. Uns überwältigt diese Scene, weil sie uns die Treue, die Aufopferung eines Weibes im stärksten Affect zeigt, und wir fühlen Mitleid. Sie gewährt uns in der Ohnmacht jedoch auch den Eindruck moralischer Schwäche, weil wir über dem Geschlechte nie den Menschen vergessen dürfen. In der geschlechtlichen Liebe liegt immer die Gefahr der Sklaverei und Herrschsucht auf beiden Seiten. Das Weib darf sich nie an den Mann verkaufen, oder gar in ihm ihren Gott sehen. Der Mann darf nie mit der Liebe des Weibes spielen, aber auch nie sie zur Göttin erheben, die über ihn souveräne Macht ausübte. Sehen Sie zu, verehrter Freund, ob Sie in Ihrem

Sündenregister ein Vergehen der Art finden; ich will sehen, ob ich Ihnen, durch die Umstände modificirt, Absolution ertheilen darf. Gräfin d'Azimont ist eben in dem Falle, daß sie an der Menschheit verzweifelt, und an ihrem Gott irre wird, da sie an dem Fürsten Egon verzweifelt, ungeachtet sie an einen Grafen verheirathet ist. Sie kommt aus Paris. Sie liegt eben an der Brust Paulinens, und läuft die ganze Sprachleiter der Leidenschaft auf und ab; ihr schönes Haar ist aufgelöst, ihre Wallungen sind bedenklich, der Styl ihrer Rede fliegt und ist echauffirt; er hat französische, deutsche, doch auch russische Betonungen; er hat ein Feuer, wogegen Heloise ein Kind war, und die heutigen Franzosen in der Krim können jetzt sicher sein, daß die vornehmen Russinnen in der Glut der Liebe nicht zurückbleiben. Und doch, wie viel Besonnenheit, Bildung, berechnende Coquetterie in dieser Schwester Adèlens! Sie erzählt ihr Leben, sie streift die Literatur, sie streift Balzac, Nadasdi, sie philosophirt, sie verräth gute Lehren eines alten Ehemannes an ein junges Weib im Geschmacke von Eugen Sue und den Romantikern; sie könnte uns, wie sie aufgelöst, fast bereuend daliegt, wie eine in's Moderne übersetzte Katharina von Siena, die auch philosophische Bildung hatte, erscheinen, wenn sie nur nicht ein Welt-

kind wäre, wenn sie ihre Reue, im Beichtstuhl einer Sünderin selbst, nur aufrichtig meinte. Sie droht vielleicht schon den Schleier zu nehmen, jedoch — ich fürchte, wenn Egon sie wirklich verläßt, sie nimmt nicht den Schleier, sie nimmt einen Mann. Aber auch aristokratischer Stolz die Hülle und Fülle, trotz aller Zerknirschung! Sie, die Fürstin, ist die Retterin eines Fürsten aus der Hand der Handwerker und einer Grisette gewesen! Hier spielt aus dem Munde Helenens, in einem glücklichen Nebeneinander des Dichters, die Flamme einer Fürstin mit der jenes Tischlers im Thurme (Egon's) im Spielzimmer von Enghien zusammen. Was Pauline, obwol sie Theilnahme künstlich auflodern läßt, bei sich für ganz andere Gedankenreihen verfolgt, hab' ich bereits früher angedeutet. Kommt her, und studirt die Corruption der modernen Gesellschaft in zweien Weibern, wie sie euch so leicht nicht wieder ein Dichter in Scene setzen wird!

Bei Paulinen ist heute Abend Gesellschaft, auch Helene bleibt, auch Melanie erscheint nebst Schlurck, auch Drommeldey ist zu treffen, der wieder alle Bedenklichkeiten mit munterer Laune zu vertreiben weiß, mit dem in unserer Zeit sehr beliebten Worte „nervös" Zauber wirkt, sogar etwas „Seele" gelten läßt, vielleicht

sogar die «Diätetik» von Feuchtersleben empfiehlt — wie sie es verdient — und sicher heute selbst die Homöopathie für den Supernaturalismus der Medicin erklärt. Ein reicher Damenchor! Melanie düpirt Excellenz nach der Schwierigkeit, und indem der Intendant sogar die „Gießkanne" abbildet, merkt selbst Helene, die noch Uneingeweihte, woran sie mit ihm ist. Aber trotz Werdeck's Offenheit und der blendenden Schönheit der d'Azimont, der fast zurücktretenden Melanie's, es gehen Schauer durch diese Gesellschaft, es zergehen alle Genüsse auf der Lippe wie Baisers, es ist eine Flucht in diesen Stellungen, Bewegungen, Unterhaltungen, als wenn der Jüngste Tag schon vor der Thüre stünde. Fürchtet die Ludmer etwa wieder Gespenster, und spürt Melanie wieder die Nähe Hackert's? —

Wir stehen jetzt, mein Freund, vor zwei kolossalen Ausführungen in dem Riesenbaue unsers Romans, die uns in ihrem Nebeneinander die gewaltigen Dimensionen des Ganzen, wie leicht es auch ausgestaltet scheinen mag, mit einemmale vergegenwärtigen, es sind die „Brandgasse, Nummer Neun" und „Der Fortunaball". Wie man sich die Größe eines ganz bestimmten, ungeheuern Baues dadurch veranschaulicht, daß man berechnet, wie vielmal wol ein an-

deres bekanntes Bauwerk hineingehen würde, so gewinnen wir einen Maßstab für die weitreichenden Maße der «Ritter» durch die eben bezeichneten Partien. In der Brandgasse betreten wir ein ganz anderes Geisterrevier als alle bisherigen. Das Local dafür ist ein Zusammen von Häusern, die auch einst dem Ritter Hugo von Wildungen überantwortet wurden, und deren Beaufsichtigung Schlurck für „die Commune" übernahm. Es ist ein ganzes Nest von Wohnungen für die sogenannten kleinen Leutchen, ehrliche und unehrliche; aber schon daß hier soviel von Nummern die Rede, daß die Gasse so finster und eng ist, daß man leicht, wie das Volk sagt, abgemurkst werden kann, schon das gemahnt uns an Sträflinge, an Verbrecher. Die Namen der Aufpasser bis zur Polizei hin sprühen uns wieder manche Geister an, bis auf Par, den Obercommissär, so eine Art Friedensrichter. Dann aber gar: Mullrich, unten im Erdgeschoß wohnend; es klingt etwas-Stockiges, Muffiges, Modriges aus dem Namen hervor; das Volk sagt: moltrig. Ferner: Kümmerlein; dies Diminutiv hört sich an, als bezeichne es Einen, der zwar durch die Commune sein Auskommen hat, um nicht zu verhungern, aber doch auch so seinen stillen Kummer, sein Kümmerchen noch nebenbei; es brennt in dem

Namen so ein verschlafenes, kümmerliches Pfennig-
licht in einem feuchten Keller, und beleuchtet das
Elend eines Unterbeamten, man nippt und schläft bei
dem Lichte ein. Das Volk hat oft solche Namen,
weiß der Himmel, woher es kommt; es steckt in allen
Dingen ein Witz und eine Ironie, um Freud' oder
Elend zu beleuchten. Auch dafür hat Gutzkow eine
Dickens-Boz'sche Phantasie. Dies ganze Etablissement
ist ein wahrer Höllenbreugel, und doch vielleicht
nicht durchweg. Wie wir Dankmar und Siegbert,
zwei so edle Menschen, in dies unheimliche Quartier
schreiten sehen, zu diesem finstern Treppengestiege
hinauftasten hören, um Hackert aufzusuchen, fragen
wir uns, wohin wol Menschen mit unsterblichen
Seelen möglicherweise gelangen können. Dante's
«Hölle» beantwortet es. Dankmar ist hier Durante-
Siegbert's Führer, über Galerien und Höfe weg,
aus denen sie fatale Gesichter anglotzen. Der Schrei-
ber Schmelzing mit dem „Dintenärmel" ist capital;
solche Leutchen wollen zeigen, daß man an solchem
Orte, vor so seltenem Besuche, auch Lebensart habe.
Es ist für die Besuchenden aber auch mit manchem
Behagen verbunden, den Inwohnern so in's Verbor-
genste, in's Négligé häuslicher Einrichtungen zu blicken.
Nun aber — wer hätte es erwartet — kommt hier

ein Stillleben mit tickenden Uhren (o Zeit, stehe still!) und einem Weibe holdester, reizendster Art! Es ist ein Stubenleben sauber wie in einer Linse gesehen, und lauter Liebe darin. Hier gehen wir aus der Hölle zum Paradiese ein. Es ist ein großes Zimmer, Uhren auf Uhren ticken und geben trotz Ewigkeit die Pulse der Zeit an. Der Uralte da, der nur noch die Uhren nothdürftig überwacht, hat für die Eintretenden gar keinen Blick mehr; er hat in so hohen Jahren schon den Vorsprung in die Zeitlosigkeit. Aber Luise Eisold, seine Enkelin, sie ist den jüngern Geschwistern zugleich Mutter, den Eintretenden, die hier auf Hackert warten, das freundlichste Entgegenkommen. Jetzt schneidet sie den Kindern zu Nacht vor, jetzt bettet sie sie, spricht zuthätig ohne jede Verlegenheit mit den Fremden, ist in diesem Nebeneinander des lieblichsten Zwielichts Alles überstrahlende Schönheit, Charakter, Seelenadel, Genügsamkeit. Dazu das Accompagnement der Uhren, die der Alte, selbst jetzt noch, so nahe der Ewigkeit, leitet und lenkt, zu Allem was in der Zeit geschieht, als hörte man diese selbst hier mit tausend und aber tausend Füßen gehen. Kurz, dieses Genrebild, Luise Eisold drin, ist ein wahres Studium für Maler, ein Meisterstück über jeden Preis. — Von Hackert will ich hier schweigen, da es an Raum gebricht, wie

er endlich kommt, die Treppe herauf poltert. Man möchte, wie er heute erscheint, ausrufen: Bist du er, oder der Geist, das Gespenst eines andern Sterns? Jetzt noch der gefallene Geist des Erdplaneten, einst vielleicht doch noch der Verklärung werth? —

Aber das Volk weiß sich auch für alles Entbehren und alles Elend der Brandgasse schadlos zu halten. Wie sollte es auch nicht, ist es doch ursprünglich im Besitze aller Poesie? Auch Vornehme drängen sich so gern in die Belustigungen des Volks, weil es da noch harmloses Aufjauchzen gibt, wenn freilich auch längst die Corruption und die Orgie selbst bis hieher gedrungen sind. Kommen Sie, Bester, mit mir einige Augenblicke nach dem Fortunaball. Selbst die züchtige Luise Eisold eilt hin, um einmal in den Verschlingungen des Tanzes, unter den Fanfaren und dem Beckenschlage der Musik das ewige Einerlei des Werktags zu vergessen. Dankmar und Siegbert, Hackert ohnehin, sind auch da. Pax, Mullrich, Kümmerlein beugen Excessen vor.

Fürwahr, hier ist Sperl in Floribus! Hier walzt man Straußisch und Lannerisch. Hier gibt's Polka und Varsovienne. Der Dichter eröffnet uns eine Perspective im größten Styl ohne Ende, von Tanzenden, Spazierenden, Scharmutzirenden, Schmau-

senden, Zechenden. Das Kroll'sche Etablissement in Berlin ist dagegen ein Kindertanzsaal, eine Kleinkinderbewahranstalt. Juchhe, hier ist die Walpurgisnacht. Das Volk ist ungenirt, von Mullrichen und Kümmerleinen wird spionirt. Dies Schnüffeln, diese Steckbriefbezeichnungen! Also auch in diesem Paradiese, freilich frivoler Weltlichkeit, der Cherub mit dem Schwerte, der aber selbst hier vom Himmel gefallen ist. Und doch Rasereien solcher Art werden dem Volke auch an diesem Orte gern bewilligt, als Ableitung anderer Gedanken. Man versteht sich — wir sehen es an Par und an Mullrich — mit dem Volk; man zecht so unter der Hand mit. Welcher Staat hat an solchen Beaufsichtigern die Bürgschaft voller Zuverlässigkeit? Das Alles, und wie Vieles sonst noch, hat der Dichter hier wahrhaft transparent fast über die Breter geführt. Das sind aufgedeckte Mysterien der Residenz, aber auch Europas, der Jetztzeit! Wie Rebhühnerketten, wie Nachtschwaden von Fledermäusen schwirren, wirbeln diese Dirnen daher. Dann andere und schon wieder andere Nachtvögel, die jenen die Beute abtreiben. Sterne des Weltalls kaum, Sternschnuppen nur, wie tummelt ihr euch in dem Momente Daseinslust! Das gibt sein Stückchen Existenz preis, für einen Augen-

blick Genuß! Das da sind wol die Bedienten der Pauline von Harder Excellenz, Schlurck's Jeanette; schöne Gesellschaft das; wie die Herrschaft so die Diener, nur etwas gröberer Comment! „Sa, sa, Gesindel, husch, husch, husch!" heißt es ja wol in Bürger's «Leonore»? Wer mag die grüne Brille dort sein? Wir hören später: ein Jesuit, Professor Rafflard, auch einst Lehrer Egon's. — Das ist wirklich hier die Unendlichkeit des Kosmos, aber die Unendlichkeit der gefallenen, in den Erdproceß der leidenden Menschheit hereingerissenen Creatur; einige reinere Seelen sind mit hinuntergewirbelt, oder freiwillig gegangen, um den andern wieder aufzuhelfen. Hackert wird hier gar von den Aufpassern geworben, sein Schutzengel will ihn retten. Par entdeckte, daß Hackert vielen Verstand hat, ungeachtet er auf den Kopf fiel, als ihn Lasally mishandelte. Aber der Tanz geht immer fort. Die Aufpasser sind die Staatsprosa in dieser Socialpoesie. Und nun dieser Sergeant Sandrart, das ist ein grader, schmucker Bursche, ein stämmiger Baum neben der Blumenseele des Waldrandes, neben Fränzchen Heunisch. Was wird Louis Armand sagen? Er wird sich freuen, denn er ist neidlos. Und nun gar die schwarze Binde! — Wer das ist? Sie wissen es; es ist mein zweiter Liebling, nein doch, der erste neben Ackermann. Ueber

ihn muß ich in einem andern Briefe ausführlicher sein. Solche Menschen, wie der da, werden höchstens nach Jahrhunderten einmal von einem großen Dichter geschaffen. — Das Fest ist vorbei, eine herbe Morgenluft streicht durch die Säle. Die Gasflammen werden bleich. Wer aber bist du, Wanderer, der du, bleicher als jene, noch so spät kommst? Lesen Sie, Freund, die Stelle von so unendlicher Wirkung wieder und wieder, wie Hackert als Nachtwandler kommt. Sie ist unvergleichlich. Mullrich äußerte einst von Hackert: „Seine Krankheit ist sein Unglück." Das Volk sagt auch von dem mit Epilepsie Behafteten: er hat das Unglück, er hat das Höchste. Das Höchste ist aber umgekehrt der Abgrund. In Hackert sehen wir einen Abgrund, aber oft auch einen Anlauf zum Höchsten. — Der Schluß des vierten Bandes ist in dem, was Melanie bemerkt, vom Vater bemerkt, über alle Maßen ergreifend.

VIII.

Wir nähern uns jetzt, verehrter Freund, mit immer schnellern Schritten dem Mittelpunkte des großen Pulsadersystems, oder sag' ich nur geradesweges dem eigentlichen Herzen unsers Romans, welches daher auch so ziemlich in der Mitte desselben liegt, wofür ich Ihnen denn sogleich noch näher den Ort angeben kann, es ist nämlich das elfte Capitel des fünften Buches, und hat sehr sinnreich selbst wieder die einfache Ueberschrift: «Die Ritter vom Geiste», sodaß hier Mittelpunkt und Peripherie, Herzpunkt und Leben des Ganzen in künstlerischer Idealität zusammenfallen, in schöner Einheit und Gliederung nicht mehr außereinander oder auch nur nebeneinander, sondern ineinander sind. Auch hierin, in dieser trefflichen Anordnung, gibt sich fast symbolisch kund, daß Gutzkow die «Ritter» nicht bloß mit dem Verstande, auch mit dem Herzen geschrieben hat, und wer die Schätze nicht zu heben versteht, die dicht unter dem Herzen jenes

Capitels ruhen, und Leben durch das ganze Werk strömen, der hat die «Ritter vom Geiste» umsonst gelesen.

Nun müssen wir uns aber, um zu solcher Mitte zu gelangen und die weitern Ergebnisse zu gewinnen, über einige Punkte erst verständigen, und dann auch den kurzen Weg bis zu jener Mitte noch zurücklegen. Möchte von unserer Zeit zweierlei nicht verkannt werden: die wahrhafte Doctrin und die wahrhafte Persönlichkeit. Ohne beide, ohne positiven Inhalt und das Bewußtsein um subjective Freiheit, ist keine Bildung möglich, kein Ritterthum vom Geiste zu verwirklichen. Es ist wahr, die heutige Doctrin ist häufig ideenlos geworden, die Ideen aber gar sind oft gottlos, was soll da aus dem Bewußtsein um die Person werden? Die groben Doctrinäre lassen sich auf keinen Beweis mehr ein, die Afterphilosophen haben den Geist, seinen Ursprung wie seinen Beruf, verkannt, was soll da aus der Philosophie und vollends aus dem Reiche Gottes werden? Daher ist es gekommen, daß in unsern Tagen der Verwirrung so viele Menschen, die noch denken, Philosophen auf ihre eigene Hand geworden sind, bis die Weltweisheit wieder in verjüngter Gestalt auferstehen wird. Auch unser Roman hat nach einem sehr tiefen

Intuitivsinne des Dichters solche Menschen der ausgezeichnetsten Art aufzuweisen. Dankmar ist der Philosoph eines neuen Ritterthums, Armand Philosoph des Communismus, Murray Philosoph des Christenthums, Murray, dessen nachgelassene, kostbare Ideen die Ritter vom Geiste und die Leser des Romans, bis in die fernste Zukunft hin, doch ja benutzen mögen.

An Dankmar kann man so recht den Proceß nachweisen, den der Mensch, der sich bildet, und nicht gerade auf eine Anstellung lossteuert, sondern sich vor allem innerlich befriedigen und demgemäß wirken will, durchzumachen hat. Dankmar ist die Solidität selbst, er studirt nicht umsonst Montesquieu, er ist ein Todfeind jedes Spectakelfortschritts. Er erfreut sich ausgezeichneter Anlagen, einer sorgfältigen Erziehung, er bereichert sich mit allem Wissenswürdigen, er schließt seinen Sinn für die Schönheit auf, er entdeckt, daß er die Gesetze des Weltalls in sich trägt, daß die Natur uns für die Kunst schon auf halbem Wege entgegenkommt. So gelangt er zum Bewußtsein des Geistes und der Ebenbürtigkeit aller Geister. Dies ist ein ebenso beseligender wie gefährlicher Standpunkt. Welche Autorität der Erde kann Dem noch imponiren, der sich selbst als Geist erkannt hat? Mit Recht keine. Welche Autorität überhaupt kann da

noch eine Macht sein? Doch nein, hier besinnt sich Dankmar, wie jeder denkende Mensch, hier bescheidet er sich. Unsere Seele hat Anlagen, ist empfänglich für Ideen, hat sogar angeborene Ideen; sie hat Wahrnehmung für die Erscheinungen, selbst ein Verständniß derselben; aber sie schafft ursprünglich weder Ideen, noch schafft sie auch nur Erscheinungen. Wir sehen die Gestirne in unermessener Zahl ihre prächtigen Kreise über uns beschreiben. Wir finden überall Zweck und den erhabenen Ausdruck eines Willens. Aber unser Zweck ist das noch nicht, und auf unsern Willen geschieht das Alles noch nicht. Zweck und Wille aber sind schon Vernunft, und lassen auf eine ursprüngliche Einheit des Zwecks und des Willens, auf Schöpferkraft, Bewußtsein, Freiheit, Geist, Person, im eminentesten Sinne des Wortes, im Weltall selbst schließen. Denn Person ist da, wo ein denkendes Wesen durch das Bewußtsein sich mit sich selbst eins, und in dieser Eintracht frei weiß, wo es sich eine Welt schafft und diese Welt auch durchdringt. Wir Menschen alle kommen erst durch allmälige Ausweitung unserer Seele zum Geist, zum Bewußtsein, zur Freiheit und Person. Wir werden in das Universum hineingeboren, und das Universum ist schon da. Wir müssen die Erde wieder verlassen, und das

Universum bleibt. Dieses kann nicht auseinanderfallen, es kann sich nicht bewußtlos in unzählige Atomen oder höchstens in Ideen zersplittern; ein solches Können wäre gegen das ewige Princip der Vernunft. Die Schöpfung kann aber schlechterdings nicht aus der Natur, und am wenigsten aus uns selbst erklärt werden, die menschliche Person nicht aus der menschlichen. Wir selbst schaffen nur, wiefern wir schon die Herrlichkeit der Schöpfung geschaut haben; wir selbst kommen zum Geist, nur wiefern der Geist schon da ist. Wie ich oben andeutete, daß in dem Herzpunkte einer Dichtung und in dem lebenglühenden Herzen des Dichters der Mittelpunkt und die Peripherie seines Werkes zusammenfallen, Eins sind, so wird dasselbe wol ebenso vom Universum gelten. Das die Welt hegende und sie aus sich entlassende Herz und die Welt sind aber nicht pantheistisch zu vermischen. Ohne Anerkennung des Herzens der Welt ist keine Einsicht in das Wesen des Universums möglich, ohne Anerkennung des Geistes als solchen, noch außer dem Menschen, kein Ritterthum vom Geiste. Ich werde diese Voraussendungen an Ort und Stelle brauchen, und wende mich wieder unserm Romane zu.

Wir haben bis zum elften Capitel gerade noch Zeit, mit Dankmar uns zu entscheiden, mit ihm und

einigen Freunden zusammenzurücken, über gewisse Ideen einig zu werden, und ein neues Leben zu beginnen, oder von den Wechselfällen des alten, diesem ewigen Ebben und Fluten des Zeitgeistes, uns täuschen und in das Richtige fortreißen zu lassen. Welcher Mannichfaltigkeit von Gestalten, wie übergroßen Spannungen führt bereits der Anfang dieses Buches uns wieder entgegen! Man freut sich der Genesung des jungen Fürsten, und hält es bei dem, was ihn wirklich vor Vielen auszeichnet, für wahrscheinlich, daß er jetzt, eingedenk der Freundschaft mit Dankmar, vortreten werde. Man hält wirklich dafür — so meisterhaft überrascht uns später der Dichter — die größte Gefahr habe Egon in der Gräfin d'Azimont zu überwinden. Aber schon wie sich der Fürst immer sichtlicher in seinem Palast gefällt, schon wie er der Etiquette mehr und mehr Raum gibt, seine Comforts sich behagen läßt, wie er gleich nach seiner Genesung, mit Herablassung, aber auch mit diplomatischen Nebengedanken, zu empfangen weiß, wir erkennen in all' dem den frühern Egon nicht mehr recht wieder. — Was das Empfangen betrifft, so begegnen wir in dem zweiten Capitel zweien bereits bekannten Gestalten, die in diesen neuen Palastdienst lebensgroß hineingemalt werden, es sind: Heunisch, der Förster

aus Hohenberg, und Guido Stromer, der angehende Literat des modernen Schriftstellerthums; also ein Mann aus dem Volke, und einer aus der tonangebenden Schicht der Civilisation. Der alte Wandstabler, der schon wieder unter dem neuen Herrn in der vollen Parade eines Haushof- und Ceremonienmeisters fungirt, weiß sich offenbar nicht hineinzufinden, wie man zu einem Frühstück à la fourchette einen Jäger und gar einen Mann empfangen könne, der etwas vom Geistlichen und etwas von weltlicher Amtsbeflissenheit hat. Der Wandstabler ist, obwol Subaltern, eine Capitalfigur im reinsten Genre des Burlesken. Er steht mit seinem Stabe in der einen Hand, die andere in die Seite gestützt, gleichsam vor dem Regimente des Palastes, vor dem Trommelwirbel des Küchenlärms, des Bohnens, Scheuerns, Stellens der Tische, des Beckenschlages der Teller, des Klingens der Silbergeschirre, er steht da wie ein Tambourmajor, vor demselben Regiment, in dem seine Töchter die lustigen Marketenderinnen sind. Der Jäger heute wirklich an der Tafel des Fürsten, das gibt einen effectvollen Contrast zu dem Expfarrer, als zweitem Gaste. Dieser Jäger ist wieder ein prächtiges Stück Volk. Das Volk ist frisch und bleibt sich, wenn nicht schon fremde, verderbende Einflüsse

eingedrungen sind, immer so gleich wie die Natur; es ist oft auch wild, ungebändigt wie sie. Das Volk ist wie der ewig grüne Wald, in dem auch Ungethüme hausen, aber es erquickt und kräftigt uns in seinem freien Naturwuchs. Grün ist zwar auch die Farbe der Unreifheit, aber besser oft unreif, als überreif sein; besser oft abergläubig als ungläubig, ungebildet als verbildet. Dort ist noch Zukunft, hier ist das Leben ruinirt. Heunisch und Stromer. Wie ärgert sich der entpriesterte Literat über die liebe, harmlose Natur in dem Jägersmanne, da dieser sich vor des Fürsten Durchlaucht, auch beim Essen und Trinken, so gar nicht genirt! Wir finden Stromer, der doch kaum angekommen in der Residenz ist, hier schon ganz so jämmerlich verweltlicht, wie er es auf dem Schlosse Hohenberg hatte erwarten lassen. Der Dichter hat aus der Idealperspective, die doch immer den Nagel der Wirklichkeit auf den Kopf trifft, so haarscharf bis in's Kleinste charakterisirt und scenirt, daß wir betheuern möchten, solche Scenen müßten am Ende der vierziger Jahre im Empfangszimmer manches Ministers vorgekommen sein. Auch ist Egon sehr bald au fait, und weiß dem Manne, der versichert, sein ungeheures Genie im Talar gar nicht bergen zu können, selbst mit aristokratischer Hinweisung auf hei-

ligere Pflichten, gemessen und fein zu begegnen. Verkrazte, an nichts mehr glaubende, genietolle Geistliche, die eben auf dem Sprunge in die ausgelassenste Weltlichkeit sind, können sich hier in effigie in Stromer's Benehmen und Rede sehen und hören, wie auch künftige Staatsmänner in Egon — der den Minister schon leise verräth — ihr Vorbild finden, und lernen, wie man sich solchenfalls zu nehmen habe. Ist Stromer's Rede immer noch salbungsvoll, so ist sie doch auch heidnisch-sokratisch, so ist sie doch auch modern, so weiß sie vortrefflich, obwol die Orgel noch immer mit hörbar ist, diverse weltliche Register als Auskunftsmittel zu ziehen. Sagt Guido Stromer doch sogar dem Jäger Schmeicheleien, indem er den „Wald“, als Naturtempel, neben der „Kirche“ gelten läßt, und zwischen Gott und Göttern das artige Mittelding „Gottheit“ braucht, um auf dem Gebiete der Religion nicht persönlich zu werden, und in keiner Weise zu beleidigen, dabei aber auch aufgeklärt zu bleiben; nur daß, ergötzlich im höchsten Grade, der alte Jäger das Ding „Gottheit“ gar nicht versteht. Aber auch aus Egon's Worten, der sich in seinem Range schon hinlänglich fühlt, ist Stromer'n gegenüber zu entnehmen, wie wenig Gewicht in der Regel derartige Herren auf das Literatenthum legen, wie sie

mit verhaltenem Lächeln Artigkeiten sagen, Versprechungen machen, welche sie nie zu halten gedenken. Nach Stromer's Entlassung treten dann in das Empfangzimmer noch Herr von Zeisel und Dankmar. Der Justizdirector von Zeisel, ein Mann, der von jenem Amtseifer brennt, von jener stricten Observanz erfüllt ist, die bei ihm fast verdächtig sind, aber sich auch die Anstrengung gibt, als wolle er, Edelmann wie er ist, über die tagtägliche Rechtsverwaltung schon in die Diplomatie hinausragen. — Sehr wichtig ist dann vor allem der Moment, in welchem Dankmar und Egon hinter dem verhängnißvollen „Bilde" der Fürstin, statt der fehlenden Memoiren, die vier Bücher «Von der Nachfolge Christi» des Thomas a Kempis entdecken. Wie unscheinbar dieser Vorgang, bei der Ermangelung der Memoiren, auch sein mag, er ist für Denjenigen, der die tiefste Tiefe der «Ritter vom Geiste» durchdringt, eine Katastrophe im Roman. Ich werde Ihnen, verehrter Freund, darüber meine Ueberzeugungen nicht verschweigen. Das aber ist schon hier wohl im Auge zu behalten, daß „das Bild" gerade durch solche Entdeckung nicht bloß auf Egon, sondern auch auf die Ritter einen Bezug hat, ebenso wie der „Schrein", dieser freilich aus einem andern Gesichtspunkte. Auch das möchte ich zu be-

denken geben', daß möge Melanie sein, wie sie wolle, vergnügungssüchtig, leicht, coquett, ihr doch Dankmar und die Ritter bleibenden Dank schulden. Denn Melanie, in ihrer sich gleichbleibenden Liebe, war es, die das Bild einst Dankmar'n ebenso einhändigte, wie sie ihm die Papiere übergab, ohne welche der Schrein seine Wirkung verlor, und noch dazu in einem Augenblick übergab, in welchem er dem Vater gegenüber Melanie's Hand verschmäht hatte. Ich gönne jeder Leserin unsers Romans, und gewiß auch der Verfasser mit mir, die schöne Genugthuung, welche sie in solcher Treue eines Weibes empfinden mag.

Aber — auf's Neue der grüne Wald lockt, und die Töchter des Volkes mit ihm! So ein Wald ist immer noch lieblich, auch wenn er nach der Residenz kommt, und in seinen Bäumchen zur Weihnacht uns froh wie die Kinder stimmt. Wie bist du schön — verzeihen Sie mir die Ossian'sche Wendung — o Tochter des Waldes und Volkes in deinem Reize! Haben Sie je ein anmuthigeres Kind gesehen als dieses Fränzchen Heunisch? Wie sie es nur angefangen hat, sich also in der Welt zu bewahren? Das Ungethüm des Waldes in menschlicher Gestalt, die Ursula, hat sie ängstigen, ihr aber nichts anhaben können; auch die große Stadt nicht, wo sie eine Nähterin, eine Schneider-

mamsell geworden ist. Das ist die wahre Schönheit, die nichts um sich weiß, und die auch ihre Umgebung noch schön macht. Sehen Sie diese Fränz, wo Sie wollen, draußen im Försterhaus oder hier in der Residenz, in der Tischlerwohnung, wenn Sandrart, der Sergeant, bei ihr einspricht, oder bei Schlurcks, wo sie näht, und Melanie und Jeanette ihr neckisch und schadenfroh zusetzen, oder gar auf dem Zimmer Louis Armand's, wo sie hingeräth, sie weiß gar nicht wie; überall ist sie dasselbe allerliebste Geschöpf, dessen reine Atmosphäre selbst den schwindsüchtigen Jesuiten, Professor Rafflard, weniger husten macht. Und, wie sie das Französische bei diesem abbestellen will — der etwas wunderliche Jäger, ihr Ohm, der befiehlt es so — und ihn nicht findet, und wie sie deshalb an ihn zu schreiben beschließt, und es ihr so recht frauenzimmerlich schwer wird, die Feder und das Papier in's rechte Façon zu bringen, und nun doch der Brief gewiß der allertreueste Abdruck von ihr selbst ist; es ist Alles und Jedes zum Entzücken; selten wol hat ein Dichter ein so herrliches Weib aus sich herausgesetzt, und Louis Armand hat nicht bloß, wie sie, das lauterste Herz, er hat auch den lautersten Geschmack, da er den schönsten seiner Goldrahmen am liebsten um solches Bild heute noch legen möchte. — Und

nun Fränzchens Verkehr mit Luise Eisold, auch einer Tochter des Volks, auch schön und rein wie sie, aber lebens- und leidenserfahrener, aber krampfhaft erregt von dem Jammer, der noch besteht, in der menschlichen Gesellschaft besteht, und dazu berufen, immer noch herberes Schicksal zu erkunden, sodaß sie auch mit Vergangenheit und Gegenwart gebrochen hat, und doch sich immer aufrechterhält, und nicht verzagt, wol aber von sittlichem, heiligem Groll gegen unser heutiges Mauserwesen erfüllt ist; ich müßte für jede dieser vollendeten Gestalten einen ganzen Brief haben, um sie in ihrem vollen Werthe auch nur andeuten zu können. Lesen Sie heute noch das Capitel: «Des Volkes Ahnungen», und Sie werden meiner freudigen Bewunderung einer solchen Dichterkraft wiederholt beistimmen; Sie werden aus jenem Capitel entnehmen, wie tief gewisse Melancholien, die ihm sonst fremd waren, jetzt schon in's Volk eingedrungen sind. Das Mädchengespräch der Beiden ist ein kastalischer Quell, ein christlicher Born für schwermüthige Volkslieder und Balladen, den Armand und Oleander hoffentlich benutzen werden.

Aber — wie in einer Beethoven'schen Sonate geht dies musikalische und doch so plastische Element des Romans noch tiefer, um sich auch wieder zu himm-

lischen Höhen zu erheben. Da erwähnt die Eisold noch einer Andern, die wir schon kennen, der Auguste Ludmer, aber auch eines Mannes, der uns ebenfalls schon begegnet ist, des vermeinten Engländers, des Murray, des Mannes „mit der schwarzen Binde". Sie wissen, mein Freund, der und Ackermann sind meine Lieblinge, zwischen denen ich schwanke; aber meines Herzens Entscheidung fällt doch für Murray aus, denn im Himmel ist am meisten Freude über den Sünder, der wiederkehrt. Ja, Murray, der übrigens auch aus dem Volke stammt, ist einer der originellsten, tiefsinnigsten, unerschöpflichsten Charaktere, welche die Poesie je geschaffen hat. Ich könnte über ihn sofort eine Monographie schreiben, und bin überglücklich, daß ein solcher Mensch nun doch endlich einmal da ist, daß man täglich mit ihm Umgang haben kann. Man besinnt sich bei hervorragenden Erscheinungen gern auf den ersten Eindruck. Er ist oft ein ganz anderer als die spätern. Als ich die «schwarze Binde» auf dem Fortunaball in einer der Logen mit einem Frauenzimmer im Gespräch verkehren hörte, wurde ich von den groteskesten Schauern aber auch Aversionen ergriffen. Ich glaubte einen alten, halbwahnwitzigen Wollüstling zu hören, der von seiner Schönen coionnirt wird. Er steht ihr unter dem Pantoffel, sie kostet

ihm Summen auf Summen, er verschwendet Kleinodien an sie, aber nie ist sie befriedigt, und tyrannisch und brutal setzt sie ihm zu; sie ist von der Tarantel der wildesten Vergnügungswuth gestochen, er weiß sie kaum noch zu zügeln, dennoch hat er sie in seiner Gewalt. Zuletzt imponirte mir der Mann über alle Maßen. Er verräth sittliche Zwecke, er ist die unverwüstliche Geduld, er ist wie der Erzengel Michael, der mit dem Drachen der Verworfenheit kämpft und ihn besiegt. Und ich hatte mich nicht getäuscht in Murray. Denn wie groß, wie erhaben ersteht er vor uns im dreizehnten Capitel: «Innere Mission!» Es ist da, wo er sich mit demselben Weibe überwirft, die, obwol schön und von stattlichem Wuchs, doch dem Abgrunde sich übergeben hat, aus ihm hervortaucht. Es ist als wenn wir in einen Kampf zweier Centauren blicken. Nein, es ist mehr! Er will ihre Seele, die ihm die Hölle entgegenspeit, retten, koste es was es wolle. Er ist hier ein Menschenfischer im Sinne des Evangeliums, ein Cherub, der sich ihr, indem sie ihm entgegenrast, wie sonst nur die Teufel an Verdammten thun, aufheftet, anklammert, und ihre Seele nicht preisgeben, nicht fahren lassen will. Er wird, eben noch alt, jugendlich schön, schlank vor unsern Augen; die schwarze Binde fällt. Schon hat er die Verlorene

auf besserm Wege. Sie bekennen einander ihr Leben, daß uns Hören und Sehen vergeht. Sie sinkt aber wieder zurück in den Abgrund der Verworfenheit. Er ihr wieder nach und — erfaßt sie. Sie ächzt unter seiner Kraft; sie bricht zusammen vor ihm, aber sie erholt sich auf's Neue. Da dringt er mit einer Engellegion in sie ein. Sie will vergehen vor Wuth. Er steht vor ihr da, an der Spitze seiner Gedankenscharen, wie der Geist, der steinerne Gast, der Mahner an die Ewigkeit, vor dem Don Juan, und flammt und donnert ihr entgegen sein: „Nieder, bete!" Und sie gehorcht. Und das Gebet, das er ihr spricht (da sie nicht mehr beten kann) es ist ein Gebet, dem selbst der Widerstand der Verstocktheit sich ergeben muß. Wo wäre schon von einem Dichter der Reue, dem Aufhören, dem Sterben des alten, dem Aufleben des neuen Menschen ein solcher Ausdruck des Triumphs gegeben? Ja, in diesem Gebete Murray's, wenn Alle so beten, wenn Staat und Kirche in ein solches Gebet aufgehen und es damit erfüllen werden, in diesem Gebete haben wir die Zukunft des Christenthums, das Ritterthum vom Geiste in seiner Vollendung, das Reich Gottes schon auf Erden. Und so ist der ganze Mann, dieser Murray, und lassen Sie sich nicht, Verehrtester, und lasse sich Niemand, der die «Ritter vom

Geiste» liest, auch nur ein Wort entgehen von dem, was Murray je gesprochen hat. Ja Murray, vielseitig gebildet wie er ist, noch voll der Erinnerung von dem, was auch er einst zu bereuen gehabt, Murray, unendlich reich an Erfahrungen, an Gedanken, stets arbeitsam, stets zufrieden, mit seinem Gotte und sich selig begnügt, stets freudig zum Wohlthun, Murray ist im Besitze der wahren Philosophie des Christenthums, aber auch ein Meister in der christlichen Praxis, und ein strenges Gericht über die Halbheit so vieler unserer heutigen Institutionen. Ich wüßte, mein Freund, kein Ende zu finden über diesen herrlichen, einst tiefgefallenen, jetzt aber Millionen Selbstgerechter aufwiegenden Menschen, und muß mir mit aller Gewalt hier Einhalt gebieten. Nur dies noch über Murray's Christenthum, welches die Bibel und alle gesunde Philosophie für sich hat. Ja, würde er zu uns Heutigen sagen, die Erlösung, die Befreiung vom Bösen und allem Uebel ist der Hauptnerv des Christenthums. Aber ist dieser Glaube, diese Nothwendigkeit, diese objective Wahrheit in dem überall schon zu erkennen, wie ihr in eurer historischen Wirklichkeit verfahrt? Tragt ihr — ich meine die Welt — nicht ewig nach, oder doch wenigstens so lange der Mensch lebt, den ihr anklagt? Selbst wenn ihr straft,

und euch an der aufrichtigen Reue, an der Auferstehung des neuen Menschen doch nicht genug sein laßt, tragt ihr nicht selbst nach der Strafe noch nach, und seid unversöhnlich im Grolle? Und das hieße die Idee und Thatsache der geschichtlichen Erlösung bezeugen, geschweige auch nur die christliche Lehre, daß die Reue alle Sünde vertilge, und daß Gott den Tod des Sünders nicht wolle? — Ja, mein guter Murray, du hast allen Grund zu fragen: „Soll die Schmach der Sünde denn ewig sein, ein Verbrechen nie vergessen werden?" (V, 124.) Und Dankmar, der Ritter vom Geiste, stimmt dir bei, wenn er ausruft: „Der Staat ist kein Bund der Menschheit, die Gesellschaft ist grausam und lieblos." (V, 194.) — Und ich glaube, Thomas von Kempen, der sich statt der Memoiren hinter dem Bilde der Fürstin vorfindet, wird mit Murray und Dankmar übereinstimmen.

Ich werde sogleich weiter darauf zurückkommen; zunächst aber dieses. Welche Blicke des Verfassers in den ernsten Charakter unserer Zeit, in der Scene mit Fränzchen, wenn er (V, 162) bemerkt, und auf Louis Armand hindeutet: „in allen großen Werkstätten gibt es gewiß immer Einen, der eine Art Propheten abgibt"; und dann wieder: „in jeder großen Werkstatt gibt es — einen Philosophen"; und dann wieder

von Armand (V, 163): „einer stürmischen Leidenschaft war seine melancholische Philosophie nicht fähig.“ Das sind inhaltschwere, zukunftsvolle Tiefblicke, die aber weder Kopfhänger noch leichtfertige, flache Aufklärer verstehen werden. Es geht durch unsere ganze moderne Existenz ein gegen Religion und Christenthum streitender Terrorismus steter Beaufsichtigung, Androhung. Wir haben jene heitere, musische Existenz der Griechen ganz verlernt, und sollten doch viel weiter sein als sie. Es geht aber auch immer noch eine Lust durch's Volk, voll wonnesamer Musik und Poesie der Wirklichkeit, zumal wenn es sich, nach einer Woche schwerer, ununterbrochener Arbeit, wie in unserm Romane Fränzchen und Louis, zum Sonntage Nachmittag in den grünen Wald, auf die duftige Wiese lädt, und dann zum Tanz die Schalmei, die Flöten und die Geigen erklingen. Doch das ist Alles nur zu schnell vorüber, oder ein Regenwetter läßt's gar nicht zur Welt kommen, und dann geht schon wieder die schwere Woche an, mit dem ew'gen Frohndienst. Aber das Volk denkt jetzt schon nach, mehr als je, und dichtet auch bei der Tretmühle, und ist oft schwermüthig; ja beide, die Strömungen der Lust und die Stockungen der Schwermuth gehen auch schon mehr als je durch unsere Salons, und die jungen Leute

lieben zwar, aber sie haben gar nicht mehr rechte Lust zum eigenen Herd, zur Verheirathung; als lohnte es nicht mehr, als ahnten beide, Volk und Vornehme, den neuen Advent, der heranrückt, eine Katastrophe gewaltiger als jede frühere, und jeder Ritter vom Geiste (nicht die Ritter von der Materie) muß sie wünschen die große Katastrophe, die Krisis sonder Gleichen. Die „melancholische Philosophie" der Modernen spürt ganz richtig, daß das Ritterthum vom Geiste im Durchbruche zur allgemeinen Erdwirklichkeit ist, auf daß die Halbheit und Zerfahrenheit, das schroffe Nebeneinander von Jammer und Uebermuth aufhöre, und die Erde werde, wozu sie nach dem Christenthume bestimmt ist, das wahrhafte Reich Gottes, das den streitenden Staat und die streitende Kirche zu einem Höhern als beide verklären wird. Jetzt noch folgt jeder Lust eine Trauer, jedem Triumphzuge ein Leichenzug.

Wir sehen in unserm Romane (V, 181) vier glückliche Menschen, von denen der eine noch bleich von der Krankheit ist, vier Freunde, in einer stattlichen Equipage hinaus nach einem Lustorte fahren. Der Herbst täuscht den Frühling vor, aber — es ist doch der Herbst. Wie lebhafte, gedankenvolle Gespräche strömen auf und ab unter den Männern! Und können Sie sich, Verehrtester, eine höhere Lust der Existenz

denken, als wenn Freunde in der Natur Alles durchsprechen, was irgend des Geistes ist? Aber ich weiß nicht, wie ich die da fahren sehe, ich spüre etwas von Schwermuth, die der Herbst allein nicht sein kann. Wie die Vier da einander gegenübersitzen — die Wandstablers haben der Wiedergenesung des Fürsten zu Ehren den Wagen mit Blumen geschmückt — ist es mir beim Lesen, als hätten sie einen Kindersarg, auch mit Kränzen geziert, in ihrer Mitte, wie Männer im schwarzen Frack sich wol zu vereinen pflegen, ein dahingegangenes, junges Leben zu Grabe zu bringen. So geht es nach Solitüde fort. Man ist angekommen. Die Gespräche sind immer fesselnder geworden. Auch Thomas von Kempen ist auf's Neue in Betracht gezogen. Aber die Ehre, die Ehre vor der Welt lockt den jungen Fürsten. Ich sehe vollends auf der Rückfahrt die schöne Freundschaft der Viere schon welken. Sie ist doch noch so jung! Ich sehe oder ahne ihren Tod. Ja, sie stirbt, sie ist todt! Das war der Kindersarg, den die Viere dort zu Grabe fuhren. —

Und doch, man wollte immer wieder für Egon hoffen. Wie er so trefflich über den Thomas a Kempis, sogar mit Anerkennung, zu sprechen versteht! Nur daß ihm an dem Manne besonders das „Vor-

nehme" (169) gefällt, nur daß er später meint, Kempis wäre nur auf die Welt des „Klostergartens" anwendbar, das zeigt uns denn wol, daß Egon nicht ohne vorgefaßte Meinungen ist, und zwar nicht frei genug von den Vorurtheilen einer aristokratischen Selbstbespiegelung und selbst des Zeitgeistes. Und doch ist und bleibt «Die Nachfolge Jesu» von Thomas von Kempen, recht verstanden, mit Freiheit auf jede Zeit angewendet, ein wichtigeres Document, ich wiederhole es, als die Memoiren des Bildes und die Papiere des Schreins. In Kempen's Geiste haben die Ritter vom Geiste fortzuwirken, nur in viel weitern Dimensionen, nur mit Einarbeitung aller Errungenschaften der Cultur, denn wohl gemerkt, Kempis war ein Ritter vom Geiste, und das von den Meisten erst zu entdeckende Christenthum ist dasselbe Ritterthum vom Geiste. Versteht, ihr Ritter (und von Dankmar und Murray, wenn dieser sich auch nicht einschreiben läßt in den Bund, dem er vorzugsweise gehört, bin ich solchen Verständnisses gewiß), versteht, ihr Ritter vom Geiste, den Thomas von Kempen nur freisinnig und großartig, so habt ihr in seinem goldenen Lebenswandererbuche auch für unsere Zeit, was sie in allen ihren geistig Edeln will, ihr habt Armuth und doch Seligkeit, Reichthum und

doch Selbstentäußerung, Unabhängigkeit von jeder äußern Gewalt, und doch Ausbreitung in einen weltweiten Bund, Werke und Betrachtung, Arbeit und Feier. Das macht Murray so groß, daß er irdisch reich, und doch arm an Ansprüchen ist; daß er den Reichthum besitzt, als besäße er ihn nicht, und die Schätze des Geistes mit Freudigkeit und Bescheidenheit verwaltet. Von Thomas von Kempen lernen wir, was heute so noththut: Vereinfachung der Existenz, Rücksichtslosigkeit, Freiheit von Menschenfurcht, Demuth und Vornehmheit zugleich, Freiheit von pietistischer Schönseligkeit, Krieg gegen den weltlichen und geistlichen Stolz, und mit alle dem den Himmel schon hienieden. Thomas von Kempen ist frei von allem Zelotismus, von allem salbungsvoll herrschsüchtigen Dogmatismus, und diesen spätern Despotien einer praktischen Theologie, in der so oft jeder einzelne Prediger sein apartes Christenthum hat, und sich für infallibel erklärt. Nur nichts Halbes, ihr Ritter vom Geiste! Dem Geiste nur keine Schranken gestellt! Habt die Urbanität der Stadt Gottes und des Reiches Christi im Sinne des Thomas a Kempis! Wir Ritter vom Geiste haben die große Aufgabe, alle Zeiten in uns zusammenzuschließen, und in ihrem Silberblicke schon ewiger Weise darzustellen. Das wahre Christenthum will die Früchte aller Völ-

ker für das Reich Gottes gewinnen, und die jedes einzelnen Menschen wo möglich noch dazu. Das wahre Christenthum erkennt in allen Religionen, Künsten, Wissenschaften dasselbe göttliche Leben. Auch der treffliche Amerikaner Parker deutet in seinen Schriften darauf hin. Nur keine scheelsüchtige, dumme Intoleranz! Ihr Ritter vom Geiste seid jetzt das „Salz der Erden"; „womit soll man denn salzen, wenn das Salz dumm ist?" Versteht auch den Thomas von Kempen cum grano salis! Kempen ist ein Schutz gegen die heutige Heuchelei, Coquetterie mit der Frömmigkeit. Er macht, ein Streiter Christi, freilich auch Front gegen die materialistische Geistlosigkeit und Vornirtheit unserer Tage, die aus jedem Rind schon die pantheistisch unsterbliche Seele ausfahren sieht, in jedem ganz gewöhnlichen Schaf schon ein heiliges Osterlamm feiert, und, wie die Excellenz von Harder, jede dumme Gans mit dem majestätischen Schwane der Leda verwechselt. Was Gutzkow so bedeutsam in der Vorrede zur dritten Auflage (S. XVIII), bei Gelegenheit „einer armen Magd", hervorhebt, unterschreibt Thomas a Kempis mit seiner weltüberwindenden Liebe buchstäblich. Und nun zum Heiligthum unsers Romans, da wo die erste Stufe desselben anhebt! —

Der Anfang einer Gemeinde, die für den Geist

in die Schranken tritt, ist immer unscheinbar. Das eigentliche Herz, den Herzpunkt der «Ritter vom Geiste», der nun als springender Lebenspunkt weiter zünden wird, lesen wir im elften Capitel (V, 197), wo Dankmar ruft: „Es gibt eine kleine Leiter von Begriffen, die so einfach, so tief in der Menschenbrust begründet ist, daß sie die einfachste Intelligenz erklimmen kann. Auf diese Begriffe hin reiche sich die Menschheit die Hand, beschwöre sie und erkläre feierlich, auf diesen Schwur hin nur noch leben und sterben zu wollen!" — Fürwahr, es ist erstaunlich, wie sich aus den einfachsten, übersehbarsten Elementen, eine Unendlichkeit, das Universum zusammenbaut! In den 25 Buchstaben des Alphabets liegt die Unendlichkeit der Ideen verzeichnet, liegen und schlummern die herrlichsten Geburten! Wer sie zu wecken verstünde! So in den Tönen, den Strichen, den Farben, den Figuren und Körpern. Aber Alles kommt auf das Fundament bei einem Baue an. Wenn Dankmar (V, 194) sagt: „Ein einzelner Mensch kann in unsern Tagen nicht mehr Messias sein; die Ideen sind es, die jetzt als Erlöser und Propheten auftreten"; so kann ich, was die Ideen betrifft, mit Dankmar nicht übereinstimmen; aber das schadet nichts, denn mit Dankmar und mit Murray werd' ich mich schon verständigen, und vollends mit

Gutzkow, der mehr als Beide ist, mit dem ich gewiß schon einig bin. Niemand darf und kann mit bloßen Ideen für das Ritterthum des Geistes einen andern Grund legen, als den, welcher schon gelegt ist, und den die Pforten der Hölle, und am wenigsten die des heutigen Materialismus, nicht wankend machen werden. Christus ist dieser Grund. Christus ist der Durchgang der Erde durch die Sonne, und zwar nicht bloß die Sonne unsers Systems, sondern die aller Systeme, und nicht bloß der Durchgang, sondern auch das Ruhen in dem nie untergehenden Lichte jener Sonne, die freilich noch kein bloßer Astronom mit seinem Riesenteleskop gesehen hat, die aber unter Umständen eine „arme Magd" und ein einfaches Kind sehen können. Ideen sind nur die prächtigen Sterne im innern Universum, die ebensowol noch auf einen andern Lichtquell hindeuten, wie die des äußern. So aufgefaßt, wer wollte die Ideen in ihrer Herrlichkeit nicht anerkennen und zu immer neuer Geltung bringen! — Und nun vertiefen Sie sich, mein Freund, weiter in das fünfte Buch unsers Romans. Es strotzt von den fruchtbarsten Ideen und ergreifendsten Spannungen, wie die, wo gegen das Ende Egon vor Paulinen steht, der Fürst, gegen alle Galanterie und Etiquette, seines heiligen Anrechts an die Memoiren

sich bewußt, gegen das Weib vordringt, die Schlange sich ringelt, in Farben schillert, erbleicht, aber, indem sie das Gift ihres Lebens aussprüht, d. h. ihren Lebenslauf glänzend erhellt, hat sie ihre Beute auch schon im Munde, um sie zu verspeisen. Was helfen einem so Besiegten die Memoiren, die ihm das Weib herausgibt? — Ja, die «Ritter vom Geiste» sind nicht bloß ein Werk, das uns, wie man zu sagen pflegt, die höchste Unterhaltung bereitet; sie durchdringen uns Mark und Bein, und rufen den Geist für Zeit und Ewigkeit wach!

IX.

Ich habe mich als Kind oft gefragt — und das menschliche Herz liebt solche Fragen, auch Jean Paul und Gutzkow lieben sie, und wissen darauf zu antworten — wie wohl jenem Wesen um das Herz sein müsse, welches keine Sonnenglorie mehr über sich hat, und kein anderes Wesen mehr, da alle Sonnen unter seinen Füßen rollen, alle Wesen von seinem Odem ausgehen; ja ich habe mich oft in der Vorstellung — denn im menschlichen Ich regt sich eine solche Anwandlung — an die Stelle jenes Wesens gesetzt; aber immer ermattete ich und konnte solche Höhe nicht erreichen, auch bedurfte ich der Liebe eines Höhern als ich, und ohne sie, ohne in ihr geborgen zu sein, wollte mein Herz schier verschmachten. Jedes menschliche Ich will glühendbedürftig ein Du, jedoch nicht bloß ein Du seines Gleichen, sondern auch ein Du anderer Art, zuerst des Weibes, oder des Freundes, der noch andere Ansichten hegt als es selbst, zuletzt aber Gottes. Dann

konnte ich schon in jenen Kindestagen mir Gott nicht lebendig genug (und doch nicht menschlich) als Person vorstellen; denn ohne Person schien mir Alles in Nichts, oder doch in Staub sich zu verflüchtigen. Was aber das Oben und das Sein über allen Wesen betrifft, so sagte ich mir damals, Gott möge wol in der Mitte des Alls wohnen, in einer Sonnenburg, wie dichterische Gemüther gemeint, und doch von hier aus auch die letzten Marken seiner Schöpfung allgegenwärtig durchdringen. Und dann erst hatte meine Liebe Befriedigung, und ich grübelte weiter nicht. Ich sehe, daß im Grunde genommen, abgesehen von aller Bildlichkeit, auch der tiefste Denker nicht weiter gelangt; so weit aber muß er gelangen, sonst ist er kein Denker. Auch Wilhelm von Humboldt fand zuletzt, nachdem er die Staaten, die Kunstwerke und so viele Sprachen durchforscht, in der Liebe zu Gott seinen höchsten Triumph, sein Ritterthum vom Geiste. Welchen Sinn aber hätte noch Murray's herrliches Gebet (V, 302), wenn ein solcher Gott nicht wäre, einen solchen Schrei der ringenden Sehnsucht und Liebe zu vernehmen, zu hören und zu erhören? Die Sprache freilich allein macht's nicht, sondern auch das Ohr, das diese vernimmt, und vor allem die Selbstlosigkeit und Lauterkeit der Gesinnung.

Da haben wir gleich im sechsten Buche unsers Romans einen Mann, der noch mehr Sprachen versteht als der weiland verstorbene Cardinal Mezzofanti. Ich meine den Professor Rafflard, den Allerwelts-Jesuiten, der von Paris nach einer deutschen Residenz kommt, um für die alte Gräfin d'Azimont Geschäfte zu beseitigen, der den geistlichen Humbug in riesenhafter Ausdehnung repräsentirt, und gegen den die geschicktesten, weltlichen Diplomaten erst ABC-Schützen in Unterhandlungen sind. Diesen Rafflard studirt, um zu wissen, was die Entartung aber auch die Gefahren des Jesuitismus auf sich haben. Die Sprachen, die Professor Rafflard spricht, sind aller Menschen Redensarten, d. h. so viele Sprachen, als es nicht bloß Völker, sondern einzelne Menschen gibt. Den Heiden ist er ein Heide, den Juden ein Jude, den Protestanten ein Protestant, den Frommen ein Frommer, den Wüstlingen ein Wüstling, sogar schönen Frauen Galantin, Liebhaber und Beichtvater; kurz, er ist, was ihr wollt, immer aber lediglich sich und seinem Orden zu Nutz, in dem er sehr bescheiden, servus servorum, nur der unterste Laienbruder ist. Man begreift nicht, wie der Dichter aber auch so alle Sophismen und blendenden Syllogismen in e i n e m Individuum versammeln, in so stets pointirter, vor

jeder Ausweglosigkeit sichern Eloquenz loslassen konnte. Es ist gefährlich, wenn man nicht stets auf seiner Hut ist, Herrn Rafflard zu hören; denn verlockend muß man es finden, so alle Fäden der laufenden Geschichte in seiner Hand zu haben, überall Verbindungen zu wissen, stärker und weitgreifender zu sein als die Macht der Kanonen und Bayonnete, als die Macht der Portefeuilles und der Cabinete. Und das Alles geht hier von einem Mann aus, von dem man nicht einsieht, wie er noch lebt, bei solcher Rührigkeit spät und früh, von einem Manne, der heute Nacht auf dem Fortunaball tanzt, und Morgen früh schon wieder am Sopha, zu den Füßen der reizenden d'Azimont sitzt, von einem Manne, dessen Leben noch dazu von der Hektik fortwährend attaquirt wird, und der keinen andern Reiz kennt, keinen andern Zweck hat, als den der Intrigue zum Wohl seines Ordens. Aber das ist wieder in unserm Romane der Sieg des sittlichen Pathos über alle Ränke und Nichtswürdigkeiten, daß die Klugheit Rafflard's an der Murray's ihre Uebermacht findet. Ein katholischer und ein protestantischer Jesuit, und die, welche mit ihnen auch politischerseits im Bündnisse stehen, betreiben die Auseinandersprengung des Ritterthums vom Geiste in seinen Vertretern, es gelingt ihnen zum Theil, es gelingt ihnen für kurze Zeit, aber die

Saaten des Gottesreichs sind gesäet, und gehen selbst unter den Stürmen der Revolution auf, die im Hinter- und Vordergrunde sich nicht bloß ankündigt, sondern bereits ihre Opfer hinnimmt, und Murray ist noch dazu stärker als beide Jesuiten. Ich muß wieder eine Menge der herrlichsten Momente und ganzer Partien übergehen, da der Reichthum mich in der Briefform überwältigt.

Die Flottwitz verkündet den Militärstaat um jeden Preis; sie stickt im Eifer ihres patriotischen Cultus die Namen der weltlichen Heiligen in alle Fahnen. Umsonst. Jeder Mensch ist Gottes Ebenbild, hat eine unsterbliche Seele, soll nicht bloß nach dem 25. oder 35. Regimente bezeichnet werden. Auch stoßen wir wieder auf Polizei, sogar geheime. Diese Agenten, wo wir sie treffen, sind trefflich charakterisirt. Auch Hackert ist darunter. Obercommissär Pax obenan. Das ist die abgemessenste Sprache nach dem Range, den Jeder bekleidet, und doch klingt eine gewisse Kameraderie, die sich schon versteht, mitten durch. Man fährt und „ranzt" sich untereinander an, wie das solchenfalls hergebrachter Ausdruck ist, aber man ehrt sich auch mit einem höflichen „Sie". „Hackert, was haben Sie wieder gemacht? Hackert, passen Sie besser auf! Hackert, Sie haben wieder Ihre Tollheiten!" läßt sich der Vorgesetzte höflich gegen den Subalternen herab.

Aber der Dichter, unerschöpflich wie stets, rollt, als malte er auf Leinwand mit Farben und in der Gestaltenbeleuchtung der größten historischen Meister, ein Bild vor uns auf, das an Erfindungspracht und Eigenart fast alles Frühere übertrifft, zumal, wie es sich wirksam auf den Fortgang beweist. Er läßt uns Zeugen der Gründung des Ritterbundes sein, aber er lehrt uns auch ein ganz neues Bureausystem kennen; er führt uns in ein Ausspürungsgewölbe, in eine wahre — um mit Ihrer Erlaubniß ein Wort von indischer Länge zu bilden — Lichtkreuzbelauschungsgeschichte, da sich oben an dem Gewölbe, wo durch Oeffnungen in Kreuzform die Gasflammen ausströmen, durch akustische Vorrichtung die Schallstrahlen so brechen, daß man Alles vernimmt, was unten noch so leise gesprochen wird. Gewiß, selbst der Kaiser von China würde für ein solches Observatorium für die geheime Polizei Europa höchst dankbar sein. Das überaus Komische in unserm Falle ist, daß oben neben Hackert auch ein Tauber (so trefflich sind die Schallröhren) aufhorcht, was unten die Ritter vom Geiste: Dankmar, Siegbert, Louis Armand, Werdeck, Leidenfrost verhandeln. Es wäre kleinlich, daran Anstoß zu nehmen, daß die Gründung des Ritterbundes vom Geiste in einem Weinkeller vor sich geht. Ueberall

ist ja die Erde des Herrn. Man kann in einer Kirche freveln, und in einem Weinkeller wiedergeboren werden. Auch hat die so höchst eigenthümliche Anordnung mit den Schallröhren nicht bloß ihre lachenerregende, auch ihre sehr ernste und symbolische Seite. Man darf den Mikrokosmos unser's Erdgeschoßlebens nur in den Makrokosmos umkehren und ausdehnen. Wir Alle befinden uns in diesem Erdgeschosse, in dem doch auch der Wein des Menschen Herz erfreut und Gespräche unser Herz erquicken. Aber der gewissenhafte Mensch weiß, daß Alles, was er spricht, in einem höhern Sinne als dem bloß physischen gehört wird. Das Universum ist durchaus akustisch. Dort oben, wo die Gasflammen der Gestirne (jeder Stern, dieses leuchtende, vielblätterige Kleeblatt, enthält bekanntlich Kreuze in seinen Strahlen) ausströmen, lauschen gewiß Geister auf uns, und erhorchen Alles, was wir hier unten von Worten über unsere Lippen bringen, wenn wir uns auch noch so unbelauscht dünkten; und hörte es Keiner, so hörte es doch Gott. —

Hier sind denn auch über Hackert, vielleicht den räthselhaftesten Charakter der Ritter, wieder einige Bemerkungen zu machen. Daß in Hackert der „Instinct" vorherrscht, ist sehr ergiebig und zeigt ihn für seine jetzige amtliche Thätigkeit ganz geeignet.

Ein scharfer Geruch hilft auf die Fährte; ruchbar und Schnüffelei sind sehr bedeutsame Wörter. Man denke an die „wunderbare Person“ in den «Wanderjahren» Goethe's.*) Hackert ist in der That ein schon überaus cultivirter und ursprünglich sehr begabter Kaspar Hauser, aber doch immer noch viel von solcher Verwahrlosung. Er ist nicht bloß ein in gewöhnlicher Art ausgesetztes Kind, er trägt ganz das Ausgesetztsein des Urmenschen nach dem ersten Falle an sich, und doch verräth er auch wieder als „Mannweib“ eine noch gänzliche Unentschiedenheit für Gutes und Böses, ein Gemisch von Stärke und Schwäche, die ihn zu einem Problem machen; denn allerdings ist bei Hackert wohl daran zu denken, daß die Natur das Gute noch gar nicht kennt, sondern erst der Geist.

Die Abstufungen im Gespräche der Fünfe, dort unten im Rathskeller, in der Darlegung dessen was noththue, treten bedeutsam hervor und reflectiren ihr Individuelles auf's Bestimmteste. Siegbert, obwol unzufrieden mit der Sachlage, will das Ohr des Kriegsknechts geschont wissen. Und allerdings, laßt nur erst die Bestialität im Volke los, so seid ihr selbst in doppelter Gefahr, in leiblicher, aber auch in

*) Vergleiche mein Buch über Goethe's «Wanderjahre», S. 276.

moralischer; denn eure eigene Hyäne ist dann losgebrochen. Man sollte meinen, unter Siegbert's Milde müßten selbst die bestellten Horcher Menschen werden, und Hackert beweist es. Siegbert will, daß man edel, wahr sei und handle. — Leidenfrost fährt mit seinem Witz gerne drein und macht lächerlich; er schlägt mit dem Schwerte zu, aber er ist selbst weniger gewaltthätig als sein Gesellschaftshumor. Man muß ihn aber mit Recht fragen: welchen Werth hat denn das leidige „Glück", wenn's doch auf Erden beim Alten bleibt? Der Despotismus soll niedergeworfen werden, aber mit der Republik ist es gerade so wie mit den Paradewörtern: Gesetz, Gattung, Menschheit, Atheismus, die unsere neuern Politiker und Philosophen bankrott gemacht haben. — Louis Armand geht mit Siegbert, aber die Waffe behält er mit Leidenfrost. — Werdeck bekennt, beinahe zu verzweifeln. — Es ist von großer Wirkung, daß Dankmar zuletzt spricht, und den klaren, vollen Wein noch später gibt. Dankmar läßt nicht vom Ideal; aber er ist auch praktisch, gerecht und sich selbst klar. Er will vor allem den Geist respectirt wissen! Dankmar ist der Held dieser Helden, der Ritter ohne Furcht und Tadel. So etwa wie Dankmar würde hier ein deutscher Historiker von rationeller Allgewalt und Rücksichtslosigkeit gesprochen haben.

Während die ernste „Stiftung des Bundes" vor sich geht, vergißt der Dichter auch die Seiten und die Oberen nicht, um, wie das Leben immer vollständig ist, auch den Exceß und die Komik nicht zu kurz kommen zu lassen. Die oben leuchtenden Kreuze deuten auf zwei Schächergruppen unten, zu beiden Seiten der mittlern-Partie, welche das Ritterthum des Geistes stiftet, oder richtiger erneut, und ihr Kreuz in einem verklärten Lichte nach oben wirft. Die eine Gruppe der Schächer vertritt Stromer, die andere Rafflard, die dritte, die unserer Ritter, Dankmar. Dankmar's Weiherede ist, wie Alles, was von ihm ausgeht, klar, bestimmt, scharf, haltungsvoll, wie ein juridisches Erkenntniß abgefaßt, und doch von jener Hoheit getragen, die der Fachmensch nicht hat, die nur philosophisches Denken verleiht. VI, 222, ist es uns, als wenn Lessing's «Nathan der Weise» segnend an uns vorüberschwebte. Dankmar will einen Orden hervorrufen, der nicht abenteuerlich umirrt, und die Zwecke durch die Mittel verdächtigt, aber auch nicht einen, der zum Genusse bei wohlbesetzter Liedertafel daheim bleibt und sich mit Wohlthun abfindet. Es gibt noch heute zwei Orden, die Dankmar bekämpft; der eine sind die in allen Ländern geschäftigen Artusritter, welche um den heiligen Graal, wie man behauptet, ein zweideu-

tiges Spiel treiben, der andere Diejenigen, welche ihn bei Lucullischem Mahle umgehen lassen. Dankmar will einen Orden, der geistig rein, stark, aber auch weltlich gewiegt ist, um dem Kampfe mit der Welt gewachsen zu sein. Auch die Jesuiten werden von Dankmar mit Gerechtigkeit beurtheilt. Der neue Orden aber hat seine Gerechtsame nur vom Geiste und im Geiste. Diesen Geist hat schon Christus in seine ewigen Rechte gesetzt. Daher möge der Orden auch den Uranfang und das Ende bedenken, sonst schwebt er in der Luft. Das Mysterium muß anerkannt werden. Die Welt Gottes, des Geistes, ist voller Mysterien, sie verleihen dem Leben seinen Hauptreiz. Ceremonien, die keine wahrhaften Mysterien bergen, sind ein bloßer Popanz. Auch Dankmar ist gegen alle rohe Gewalt, und stimmt also mit Siegbert. Die Stelle in Dankmar's Rede: „die christliche Religion bindet nur noch Wenige", bedarf dieses Zusatzes. Das wahre Christenthum ist von den Meisten noch gar nicht entdeckt, es ist ein Goldland, welches Viele bezweifeln, welches aber dennoch da ist und alle Länder der Erde übertrifft, die Erde an den Himmel bindet, in einem erhabenern Sinne, als es beim Homer dem Zeus zugeschrieben wird, nämlich im Sinne der Astronomie und vor allem der Theodicee. Das

wahre Christenthum, dieser ewige Ritterorden vom Geiste, ist Vielen nur erst eine Fata Morgana, ein Wüstenreflex zwischen Himmel und Erde. Das Licht, welches das Reich Gottes sendet, ist auf Erden längst angekommen, aber der Stern und Kern dieses Reiches, auf den Christus stets hinweist, und der mit seiner Zukunft und ihm selbst Eins ist, der verklärte Körper selbst, der das Licht wirft, ist noch ganze Sternweiten von uns entfernt; denn sonst gäbe es auf Erden keine Staaten, keine Kriege und keine miteinander streitenden Confessionen mehr, sondern nur ein alle Völker umfassendes Gottesreich. Jetzt ist dieses für die Meisten noch ein Geheimniß. Auch Dankmar nimmt mit Recht das Geheimniß in Schutz (VI, 229), nur darf es nicht bloß „anziehen" und „schützen", es muß auch beleben, offenbaren, lehren, heiligen, beseligen, und zwar zu ewigem Gewinn, nicht bloß so für die zeitliche Existenz, für das Bischen Ruhm oder papierne Unsterblichkeit, für die Fortdauer bei der Nachwelt, oder zum Gedeihen der leidigen Gattung, dieses Mondkalbes überspannter und geistesbeschränkter Speculanten. Eine solche Unsterblichkeit wäre eine Narretei und ein Stein statt des Lebensbrotes, ein Spott dem Universum und Gott gegenüber. Soll ich für das Gute, Wahre, Schöne, soll ich für das Ritterthum

vom Geiste in die Schranken treten, so muß in einem solchen Kampfe die Persönlichkeit eines Jeden, und damit die einstige Gottesanschauung für jeden tapfern Ritter vom Geiste geborgen sein; sonst hab' ich keinen Muth zum Kampf, oder mein Kampf ist nur Irrsinn.

Zum Schlusse kann ich nur noch Einzelnes aus dem großartigen Zusammenhange hervorheben. Dankmar bemerkt mit Recht, der Geheimbund brauche „einen Gedanken, Symbole, Hülfsmittel"; auch ist es vortrefflich an Dankmar, daß er der „Ehre Gottes" (VI, 229) nicht vergißt, sondern sie als den Zweck des Tempelbaues bezeichnet. „Schwören" jedoch? Nein, ich will treu sein, ohne Schwur, aus wahrhafter Liebe zu Gott, durch welche die Gesinnung bestimmt wird. Der Grundgedanke des neuen Bundes liegt nicht in den Memoiren der Fürstin, auch nicht im Schreine, sondern im Thomas von Kempen. Der Grundgedanke ist die Gesinnung. Die Mittel liegen äußerlich im Schreine, aber sie können verloren gehen, selbst wenn der Proceß gewonnen wird; die wahren Mittel sind die Thaten der Ritter, und Arbeit rechter Art macht allemal reich. Endlich, die Symbolik, das Schwierigste (daher ich ihrer zuletzt erwähne), wenn man sie in besondere Abzeichen setzen wollte. Symbolik kann und soll alles Aeußere werden für den

Menschen von Geist, sobald er dem Aeußern den Stempel des innern Lebens aufdrückt. Ist doch die Natur in ihrer Allheit ein Symbol Gottes. Alles von den Rittern vom Geist Organisirte ist möglicherweise ihr Symbol. — In dem letzten Capitel des sechsten Buches: «Zum Lebewohl», nachdem sich Murray schon früher dem lockern Maler Heinrichson als Mahnungsgeist der Hölle aufgesetzt hat, bricht sich an jenem auch die Klugheit Rafflard's vollends; die Windsbraut springt um, und treibt den Jesuiten in sein eigenes Garn. Freilich auch unsere Freunde werden zur Abreise genöthigt. Selbst Armand bleibt nicht. Egon bewährt, was wir längst von ihm gefürchtet haben. Er läßt Freundschaft und Ritterthum vom Geiste fallen, und beachselzuckt als Minister, als Fürst, alle Liebenswürdigkeiten und Hoheiten, an die keine der Geburt und der Amtlichkeit hinanreichen. Olga flüchtet sich zur d'Azimont. Kurz, es braust ein Orkan von tragischen Ereignissen zusammen. Die Gräfin und die junge Fürstin reisen nach Italien. Heinrichson wird Helenen Cicisbeo sein. Wird er Egon ihr ersetzen? Wird er die Rachegeister, welche ihm Auguste Ludmer nachsendet, mit neuen Abenteuern des Augenblicks verscheuchen?

X.

Es will, verehrter Freund, dem menschlichen Herzen durchaus nicht eingehen, wenn es von der Schönheit entzückt wird, daß diese nur vergänglich sei; daß die herrlichen Gestalten, welche die Dichter, die Künstler aller Zeiten geschaffen haben, nur Gebilde der Phantasie seien, daß sie nicht vielmehr in einem Reiche Wirklichkeit haben sollten, in welches Einblick zu erhalten den Dichtern nur vorzugsweise beschieden worden. Und selbst wäre dem nicht so, ich würde einen Ersatz finden. Ich würde mich dabei beruhigen, daß jene höhern Naturen doch in ihren irdischen Schöpfern Wirklichkeit gehabt, und daß ihnen die Unvergänglichkeit also doch zufiele, die der Geist über allen Zweifel hinaus in Anspruch zu nehmen hat. Diesen Gesichtspunkt kann ich in unserm Romane bei Ackermann und Murray am wenigsten aufgeben.

Wollen Sie sich von der ganzen Anziehungskraft, welche Murray ausübt, von der Tiefe, der Zartheit,

8*

der liebenswürdigen Eigenart seines Wesens ein- für allemal überzeugen, so wird Ihnen der Anfang des siebenten Buches dazu die reichste Veranlassung geben. Es geht freilich aus dem Anmuthigen, Behaglichen in das Entsetzliche, in die äußersten Spannungen über. Wir werden auch mit Ackermann's seltener Persönlichkeit nun erst recht bekannt, da wir ihn im Ullagrund, wo er sinnt und schafft, in Haus und Feld kennen lernen. Durch Lebensbekenntnisse, von denen das eine uns ein früheres ergänzt, und die furchtbarsten Abgründe menschlicher Existenz vor uns eröffnet, das andere mehr in einem gleichmäßigen Rhythmus der Bildung, und doch nicht ohne Verirrung und Zurechtfindung edelster Natur, auch erst theilweise uns klar wird, gelangen wir zu Enthüllungen, Auftritten, die uns erbeben machen, und über die uns nur allmälig Winteridyllen, Liebesglück und Scenen der höchsten Ueberraschung erheben können.

Ist Murray nun einmal mein ausgemachter Liebling, so gehören «Die ersten Winterschauer» in den «Rittern» zu meinen Lieblingscapiteln. In diesen abendlichen Situationen, in dieser geheimnißvollen Zurückgezogenheit denke ich ihn mir am liebsten. Dieses reizende Zwieleben hier von Murray und Louis Armand auf dem Schlosse Hohenberg, wo Alles jetzt so ausgestorben

ist, der Wintersturm durch die Kamine pfeift, das Feuer in dem einen aber auch um so lustiger brennt, die Lampe hereinkommt, und die Freunde es sich so gemüthlich wie möglich machen, es ist auch für den Leser von so wohlthuender Wirkung. Daß ein lange nicht angeschlagenes Fortepiano im Zimmer steht, auf welchem, wie auf jener im Winkel lehnenden Harfe im «Oberon», nicht wenig Saiten gesprungen sind, und doch darauf gespielt wird, gehört durchaus mit zum Reizenden einer solchen Situation. So wirken die Geister der Wehmuth, der Vergänglichkeit alles Irdischen um so süßer; wir hören doch volle Accorde, wenn wir von Empfindungen geschwellt sind.

Jeder der beiden Freunde hat seine Freuden wie seine Schmerzen hierher mitgebracht, Jeder seine besondern Zwecke zu erreichen, Jeder will dem Andern zulieb wirken. Sie sind bedeutend an Jahren auseinander, nicht minder an Erfahrungen, und doch ist Jeder so reich daran. Murray scheint ein besonderes Incognito beobachten zu wollen, er hat innere Selbstbefriedigung gewonnen, und doch drückt ihn die Last eines Bekenntnisses, und hat er auch längst seine Seele gerettet, so sucht er doch seinen Sohn, ohne den er nicht sterben könnte. Aber wie er genügsam ist, so ist er auch geduldig. Es wird für beides,

was er sucht, die rechte Zeit kommen. Diese rastlose Thätigkeit Murray's in der Betrachtung seiner Gedankenwelt oder mit der Hand und mit stillem Sinnen zugleich ist ebenso rührend wie erbaulich. Dabei ist er so weise, so spähend, so weich und delicat in der Behandlung Anderer. Wie soll ich das ausdrücken, was ihn so einzig macht? Wenn er mit Armand spricht, wenn er seine Kupferplatten ätzt — ein Geschäft, welches er so geheim hält, als suche er den Stein der Weisen — so hat er etwas von einem Quäker oder einem still feinen Herrnhuter. Oder nein, er hat etwas von einem wohlhäbigen, solid geschäftigen Bürger von Amsterdam, von Spinoza selbst, wenn dieser in stiller Seligkeit, mit aparten Gedanken, seine Brillen schliff, eine Predigt las, von seinem Wirthe, der eben aus der Kirche kam, sich aus der Predigt erzählen ließ, und er nun hinauf auf sein Zimmer ging, allbefriedigt in seine „Substanz" sich zurückzog, eines Tags sich ruhig hinlegte und ebenso ruhig starb. Ganz so ist Murray. Er ist sein eigener Priester und seine eigene Gemeinde. An ihm kann man erfahren, was Wiedergeburt auf sich hat. Als er nach der Neuen Welt ging, stieß er mit dem alten Europa seinen alten Menschen ab, und wurde in jedem Betracht, wie er in Kupfer ätzte, wie er wohl-

that, wie er die Wissenschaften trieb, wie er sein eigenes christliches Theosophem verfolgte, ein neuer, noch nie dagewesener Mensch. So kommt er nach Europa zurück. Mit seinem Gott ist er auf's Reine, er weiß, was es heiße, von der Sündenlast frei sein, aber die Welt, die Welt, dies gleißnerische, nie befriedigte Ding, das ewig droht und ewig verfolgt, heftet sich ihm auf's Neue an, und macht ihn nach außen auch wieder unruhig. Und wo ist der, den er in Sünden gezeugt hat? Lebt er noch? Er, der einst ausgestoßen wurde, durch Mutterfrevel und des Vaters alten Menschen, irrt er selbst jetzt als der verlorene Sohn um, und kann den Vater nicht finden, um zu ihm zurückzukehren? — Und wie nun Louis Armand, der noch nichts ahnt, diesen trefflichen Murray selbst wie der treueste Sohn umwaltet, zärtlich um ihn besorgt ist, auf jede Bewegung seiner Lippen lauscht, um sich keinen, auch nicht den kleinsten seiner großen Gedanken entgehen zu lassen, ist jenes Bangen Murray's um den Verlorenen herzzerschneidend, ist diese Liebestreue Armand's, in der sich Freund und Sohn hold vereinigen, herzerobernd, herzbeseligend. Wenn er ihn so „Papachen" ruft, wenn er ihm so in Darreichungen behülflich ist, wenn er ihn einen „Weisen" nennt, da wo jener nicht bloß des alten

Sünders gedenkt, sondern sich auch jetzt noch unwürdig findet; es ist über das Zwiegespräch dieser Beiden ein Liebreiz ausgegossen, der, ich gestehe es Ihnen, mich hingerissen hat, und von dem ich bekennen muß, daß ich nichts Aehnliches dem an die Seite zu stellen wüßte.

Und wie versteht Murray sich nicht bloß auf das Leben, wie versteht er sich auch auf den Tod und auf die Kirchhöfe! Hier könnte er dreist mit Hippel und mit Hamlet wetteifern. Auch da ist er fein in seinen Bemerkungen und erhaben, humoristisch und weltrichtend. Die Scene am und vom Grabe ist ein Choral, es sind die Exsequien der Auguste Ludmer. Himmel, diese Betrachtungen des Todes und menschlicher Schicksale! Welch' ein einziger, ureigen gegriffener Ton geht durch diese Fuge! Wie wunderbar ist der Stylsatz, der Tonfall des Alten und Jungen! Oder soll ich es mehr durch Sculptur deutlich machen? Es ist ein Guß von antiker Einfachheit und Schönheit. Kurz, Murray hat etwas kaum Wiederzugebendes in allen seinen Reden, etwas von uralter Biederkeit, von unendlicher Ausbeute nach langem Forschen, etwas Weltgewiegtes, etwas das in Gott als der Liebe ruht, und alle Wesen nun auch zu sich herüberziehen möchte. Und diese Toleranz Louis' dem herrlichen Büßer gegen-

über! Da nehmt ein Beispiel, ihr Richter, ihr Priester, ihr Machthaber! Da haben wir auch wieder die Anerkennung des Mysteriums. „Wissen Sie", sagt Murray, „daß das Bedürfniß der Beichte ein Mysterium ist?" (VII, 18). „Ich brauche einen Freund" (S. 19). Aber wie er von jeder ängstlichen Fassung und Abhängigkeit, von bloß menschlichen Verhältnissen frei ist, beweist er S. 41, wo Murray ruft: „Der Mittler Jesus, den uns das Christenthum bietet, sprach zu mir wie ein verborgener Freund." Hier ist die Beichte an das bloß leibliche Ohr völlig überwunden. So sollte man stets die Vergangenheit betrachten wie Murray (S. 21).

Ja, möchten sich Viele mit uns, mein Freund, versenken in dieses Sündenbekenntniß, welches Murray in die Brust seines Louis niederlegt, und damit vergleichen, wie er schon früher der Auguste Ludmer einen Abschnitt seines Lebens mittheilte! Hier ist viel zu lernen für Menschenkenntniß und Sittlichkeit, für Christenthum und Theologie, für Sündenvergebung, und daß auch Menschen im Vergeben, in der Barmherzigkeit unermüdet sein sollen. Wie dort Murray seine Flucht aus dem schaudervollsten Gefängniß erzählt (V, 280), sie besagt mehr als eine aus den Bleikammern von Venedig. Es ist uns noch selbst

in der Erzählung Murray's, als wenn plötzlich über dem Kerker der Himmel sich öffnete mit seinen Paradiesessternen; es ist uns, als wenn der dort unten aus der Hölle Dante's, trotz der Aufschrift, nun doch nach dem Willen Gottes entkommen sollte, da keine Regel ohne Ausnahme, und bei Gott kein Ding unmöglich ist. Dies frühere Leben Murray's, es ist das eines Verbrechers, und doch geht ein Mensch daraus hervor, der an Größe und Reinheit wenige seines Gleichen hat, und doch ist solch' Leben tragisch bis zum Ende! Mir begegnet in einer der Symphonien Beethoven's — bisweilen auch bei Mozart, dem Einzigen — an einer ganz bestimmten Stelle, so oft ich sie höre, eine heroische Gestalt, die sich aus einem nächtlichen Gewirre von andern Gestalten hervorringt. Doch schon wieder haben die Dämonen des Schattenreichs sie ereilt, in ihre Mitte sie gezerrt, es gibt einen Kampf, auf den Hölle und Himmel gesetzt sind, und den nie gehörte Weisen der Tonwelt uns nahe bringen. Nicht bloß Waffengeklirr hören wir, auch Frauengesang dringt durch alle die lärmende Wildheit der Krieger hindurch, in so lockender Art, daß solcher Sirenen Mund wol Odysseus kaum widerstanden hätte. Und ihr Gefangener ist jener Heros geworden. Sie

entwaffnen ihn, sie schleppen ihn mit sich. Da plötzlich legt der Künstler einen andern Chor ein. Der hat nichts von Metall, nichts von Erdschwere mehr, nichts was verführerisch wäre, was in Fesseln schließen wollte. Aber eine Sehnsucht ruft aus ihm, eine Treue der Liebe, ein Vergeben, daß uns, die wir das vernehmen, ein Strom von Thränen überwältigt und wir Derer gedenken, die schon geschieden sind, und denen wir manchmal wehe gethan haben, als sie noch unter den Lebenden waren. Dieser Chor dringt auch in des Gefangenen Bereich. Der Gefesselte wird größer und größer, lichter und lichter. Seine Ketten, seine Feinde fallen von ihm ab, und fliehen vor seiner Lichtgewalt. Er aber schreitet im Triumphe des Chors wie in ein Purgatorium ein, um sich nicht bloß von Ketten, auch von Rostflecken der Sünde vollends läutern zu lassen. Diese neue Welt weiß der Künstler uns in einer Stärke und Gegenständlichkeit zu eröffnen, daß auch wir, die wir solche Töne vernehmen, uns schon geläutert fühlen, und auch für uns aus so entzückenden Weisen Verzeihung hoffen. — Ich habe bei unsers Dichters Murray an jene Gestalt Beethoven's oft denken müssen. Die Genien aller Zeiten schauen ja dieselbe Herrlichkeit. Murray ist eine Klangfigur, die aus der innersten Welt des Gemüths und der re=

ligiösesten Weihe hervortaucht. Auch Murray ging in die Neue Welt, um sich vollends zu läutern. Aber er kehrte voll Vertrauen zur Alten zurück. Er wähnte, daß auch mit seinen Verfolgern dasselbe vorgegangen wäre, was mit ihm, daß auch ihnen die Schuppen von den Augen gefallen wären, deren eine der Mann mit der „schwarzen Binde" nur noch symbolisch und wie zur Erinnerung trägt. Jene aber hatten nichts von solcher Wandelung erfahren. Ob er gleich reiner geworden war, als sie Alle, sie nahmen ihm dennoch seine Freiheit — die er ihnen freilich anbot, als wollte er ihre Großmuth prüfen — und nichts half ihm seine Frage: „Soll die Schmach der Sünde denn ewig sein, ein Verbrechen nie vergessen werden?" (V, 124). Nein, nein, Murray, sie vergeben nichts, selbst wenn sie strafen; um so mehr Preis Gott, der sogar dann vergibt, wenn er nicht straft. —

Doch, Freund, was werden Sie sagen, daß ich meinem Lieblinge so vielen Raum gewidmet? Die Andern werden darunter leiden müssen. Wir gehen jetzt Enthüllungen auf Enthüllungen entgegen. Auch Ackermann's Schicksale treten stets deutlicher hervor, und die ganze Gestalt erscheint uns in einem Lichte, wie es nicht vortheilhafter sein kann, wie es jedoch von ihm selbst ausgeht. Was vereinigt sich in diesem

Charakter Alles! Er ist auch hier der echte Deutsche, der in der Alten und Neuen Welt zu Hause ist, mit allen Schätzen der Bildung sich bereichert hat, weder dem Gemüthe noch dem Verstande etwas vergibt, selbst in der Praxis alles das leistet, was man bis dahin seiner Nation fast nur in der Theorie zutraute, so daß er einen Kosmopolitismus in sich abbildet, zu dem nicht leicht ein anderes Volk einen ähnlichen Mann aufweisen dürfte. Darin unterscheidet er sich von Murray, daß auch *sein* Leben nicht der Verirrungen, der Katastrophen entbehrt; aber Ackermann ließ es nie bis zur äußersten Grenze kommen, er wußte alle Conflicte bei Zeiten durch Bildung zu überwinden, deren reinster Ausdruck er in unserm Roman ist. Die Frauen brachten auch ihn in seinem Leben an die gefährlichsten Klippen, Romantik und Genialität gesellten sich dazu, er aber wußte aus der Leidenschaft Liebe, aus der Abenteuerlichkeit festen Boden und ein harmonisches Nebeneinander zu gewinnen. Seine beiden Namen sind sinnvoll, und passen für ihn ganz und gar, indem sie beide an den Ursprung aller Cultur gemahnen: Rodewald und Ackermann. Ich möchte ihn, wie die Frauen ihm zu schaffen machen, wie er eine Zeit lang in genialer Leichtfertigkeit abenteuert, dann aber Alles in den schönsten Tact und

Rhythmus der Bildung hineinzwingt, mit Lothario in den Goethe'schen «Lehrjahren» vergleichen, mit dem Unterschiede, daß jener aus Amerika kommt, dieser dorthin wieder zurückgeht; jener, wie die socialen Richtungen und Fragen jetzt von allen Seiten sich kreuzen, eine Aufgabe zu lösen hat, deren verwickelte Fäden sich gar nicht übersehen lassen, dieser dagegen erst beim Beginne des socialen Weltalters steht, und an seinen ihm eigengehörigen Besitzungen in Europa einen sichern Hinterhalt hat. —

Hier will ich denn sogleich einer andern Bekanntschaft gedenken, die wir im Ullagrund mit Armand machen: es ist der Pfarrvicar Oleander. Wie er uns in Plessen zuerst entgegenkommt, um den Wagen zu besteigen, auf dem Louis bereits sitzt, ist der erste Eindruck, den wir von ihm erhalten, nicht eben vortheilhaft. Es ist eine echt protestirend knappe, theologische Gestalt der Neuzeit, noch sehr jugendlich, zugeknöpft, schlank wie langgestreckt, ja fast unanstellig. Dabei verharrt er in sich, und könnte schon die ersten Saatspitzen des geistlichen Stolzes verrathen. Aber später, je länger wir mit ihm verkehren, desto lieber und unentbehrlicher wird er uns. Oleander ist nicht bloß Theolog, er ist auch Dichter, und noch dazu sind seine Dichtungen nicht von jener salbungsvollen Blüme-

lei, daß er die Herrlichkeit des Vaterunsers etwa umschriebe und dadurch entstellte und verzerrte, sondern seine Gedichte sind die lieblichsten Sinnpflanzen, die aus einem reichen Innern nur je erwachsen konnten. Ja, was kein Widerspruch mit der Lyrik ist, seine Gedichte sind wahrhaft gegenständlich, sie gehen weit über seine Wonnen und Schmerzen hinaus, und, wie in allen Musik ist, so begleitet Oleander in der That durch den ganzen weitern Roman Freud und Leid der Andern mit seinen Gesängen; er verzichtet auf Frauenliebe, obwol er sie lange doch sucht, und hat volle Seligkeit und reinstes Gelingen seines Dichtens in der Freude über die Liebe, die Andern zu Theil wird. Und doppelt schön ist es, daß dieser treffliche Oleander nun mit Armand so einträchtig zusammengeht, daß sie nicht bloß dem Blute nach verwandt sind, sondern daß auch ihre Dichtungen wie zwei Namenzüge sich lieblich ineinander schlingen. Lesen Sie «Waldeinsamkeit im Winter», lesen Sie alle Capitel, in denen Oleander auftritt, und Sie werden in ihm die hellste und tiefste Resonanz alles Gemüths der Uebrigen und sein eigenes noch dazu finden.

Welche Worte bleiben mir noch, um für diesen Brief in Kürze auf den überschwellenden Reichthum des siebenten Buches hinzuweisen? Unter den mannichfalti-

gen Vorgängen des Gegenwärtigen kündigt sich schon die Fülle und der ganze Erntesegen des Künftigen an. Egon in seiner Politik tanzt bereits auf dem Leitseile der Oeffentlichkeit. Bald sehen wir ihn rechts, bald wieder links, dann gefällt er sich in der Mitte. Fast coquettirt er mit der Arbeit, mit dem Interesse für die niedern Classen, mit allem exclusiven Vorbehalte jedoch einer guten Tafel und einer reich galonirten Dienerschaft für sich. Er kann sich sogar den künstlichen Humor geben, Prinz Hamlet zu sein, der der Zeit in die rechten Fugen helfen solle, er coquettirt (vielleicht ohne daß er's weiß) auf der Tribüne sogar mit dem Tode, dem Kirchhofe, trotz Murray's, um Furore zu machen, was ihm denn auch zu Theil wird. Glacéhandschuhe sind das Symbol solcher Redekünste. Es mußte viel dazu gehören, einen solchen Freund wie Ackermann sich abwenden zu sehen, der den Fürsten einst wie sein Auge behütet hat. Die Reden Ackermann's im Ullagrunde sind alle, im Vergleich mit denen des Fürsten, die prachtvollsten Diamantengehänge, wahre Kronjuwelen eines freien Mannes ohne Krone.

Und was soll ich ferner sagen von solchen Abschnitten wie: «Deutsche Liebe, deutsches Leben», wo der alte Sandrart uns in seiner dreihärig festgesesse-

nen Bauernnatur, mit allem Geldstolz und dickhäutigen Uebermuth einer solchen, kaum eines Blickes würdigt? Man kennt solche Bauern auf ihren Gehöften, die mit keinem Fürsten tauschen, und vollends einem Wildschützen wie Heunisch begegnen, als wüßten sie aus der Schule her, daß das Jägerleben die unterste, und der Ackerbau schon die vorletzte Culturstufe sei. Was soll ich ferner von dem «Land-Diner mit Honoratioren», und der köstlich-drolligen Genremalerei in Pfannenstiel und der Frau von Zeisel und den Arrangements nach dem Range bemerken? was von der «Stimmschraube» und dem «Geheimen Schrank»? Diese beiden Capitel strotzen von Menschenkenntniß, und spannen uns mit einer Stärke, daß sich uns jedes Haar sträubt. Dies Schmiedevolk mit seinem ganzen vulkanischen Element, bis auf jeden Hammerschlag und Blasebalg-Hauch ist es getroffen. Was athmen, keuchen, sprühen, zischen, heulen hier für Geister! Hier, in dieser Umgebung kann man spüren, wittern, tasten lernen auch das Allerverborgenste, was feiner als Spinneweb ist, und was doch an den Tag der Sonnen kommt. Nun aber gar das Verhör Zeck's, des blinden Schmids, durch Louis Armand. Wer hätte je ahnen sollen, daß dieser melancholische Philosoph, dieser schwärme-

rische Dichter, dieser bescheidene Goldrahmenarbeiter so meisterhaft inquiriren könne. Die „Stimmschraube" ist hier wieder ein Symbol. Nicht Daumenschrauben setzt er dem verstockten Sünder auf, der sanfte Louis schraubt ihn mit solcher Unverfänglichkeit, so harmlos und unscheinbar, daß der Alte nichts merkt, bis Alles heraus ist. Der blinde Zeck ist in einer Weise geschildert, daß Aerzte und Richter wie Seelsorger hier Gewissenkunde studiren sollten. Nicht bloß weil er blinden Auges am Leibe ist, vibrirt Alles an Zeck, fährt er vor jedem Geräusche zusammen, auch weil sein Gewissensauge krank ist, mit dem er dieselben Gespenster sieht — und noch einige darüber —, welche Pauline von Harder und die Ludmer zu spüren meinen, um sich nach deren Möglichkeit bei der Polizei zu erkundigen. Und nun dies verwunschene Waldhaus! Diese Zetermutter, die Alte! Indem sich das Gräßlichste lichtet, wird der blinde Zeck vom eigenen Bruder, von unserm unvergleichlichen Murray, zusammengeschossen, um einem Mörder, auf's Neue, zuvorzukommen!

Mit welchem Allgefühl ist der Winter im Capitel «Unterm Schnee» geschildert! Ach, wenn es nur nicht zu so entsetzlichen Ausgängen hätte kommen müssen! Als Seitenstück zu dem von Oleander Be-

merkten in Betreff von Rechts und Links (VII, 244) könnte man an jenen völlig natürlichen Egoismus erinnern, daß wenn Jemand im Finstern gefragt wird: Wer ist da? er in der Regel antworten wird: Ich. — Will Jemand erfahren, was musikalisches Element in der Poesie, was der musikalische Aether in unserm ganzen Roman ist, so lese er VII, 254, wo Oleander eines Dahingegangenen gedenkt; es ist, als wenn man Harmonikaglocken von der reinsten Stimmung vernähme. Nun aber wieder der Brief Dankmar's, in dem er dem Bruder der Mutter Hingang mittheilt! Kommt, und lernt von unserm Dichter den Tod schildern nicht bloß, auch ahnen, verstehen, was er wol sein mag. Wen jener Brief nicht erschüttert, zu einem neuen Menschen macht, dem ist nicht mehr beizukommen. In dem Abschnitte: «Sanct Nikolaus», welcher uns aus der Volks- und Familienpoesie des christlichen Jahres einen so muntern Abend bringt, ist es noch im höchsten Grade erfreulich, daß die Anhänger der modernen Unsterblichkeits-Theorie und -Philosophie, die weder das eine noch das andere ist, also abgeführt werden, wie es jene schwächsten und sterblichsten aller Denker verdienen. — Leidenfrost, den wir als Ritter vom Geist und Humorist so schätzen, hätte in der Gesellschaft bei Ackermann, in dem Capitel:

«Stillstand im Gegenwärtigen, Regungen im Zukünftigen» wol etwas zurückhaltender sein sollen; Leidenfrost hat das, was man eine böse Zunge nennt, ohne zu bedenken, daß, wenn man sich so gehen läßt, man hinterher auch bei Denen verliert, die einen für den Augenblick gern hören. Endlich — «Die Locke des Sohnes» beendet das siebente Buch in der großartigsten Weise. Einziges Zwiegespräch zwischen Vater und Tochter; noch verwickelt sich Alles, aber schon steht die freudenvollste Entwickelung bevor! Dankmar, derselbe, dem in jener Mondnacht Ackermann das Bild zustellte, aber dem Schlafenden auch eine Locke entwandte, Dankmar kommt als Flüchtling zu Ackermann und Selma. Die Locke offenbart Alles. Das höchste Glück ist ihr Aller Theil.

XI.

Es ist, verehrter Freund, das große Verdienst der «Ritter vom Geiste» in ihrem Nebeneinander von Hütte und Palast uns eine Gesammtschau unsers Jahrhunderts gegeben zu haben, sodaß wer sich in die unabsehbare Perspective dieser Darstellungen ein- lebt, die etwa Fehlenden leicht ergänzen kann. Keiner Macht wird hier das Wort gesprochen, als der des Geistes, wiefern er sich an der Natur erhebt, diese aber auch nicht höher anschlägt als sich selbst. Ja der Geist, der höhern Orts als die Natur stammt, der sich in seiner Freiheit und Sittlichkeit erfaßt, der sich Gottes in den Ideen bewußt ist, wird in den «Rit- tern» als die Macht, auch die bündnerische, gefeiert, an der alle irdische Größe sich bricht, und der allein die Zukunft gehört, wenn die nur zusammenhalten wollen, die sich in der noch unverdorbenen Natur, wie sie aus Gottes Hand hervorgeht, und vollends im Geiste, zusammenfinden. Je weiter wir in unserm

Romane schreiten, desto rücksichtsloser wird gerade die „moralische Fäulniß“ unserer Gegenwart aufgedeckt; aber es werden uns auch Ideenschätze in solcher Fülle gespendet, Charaktere in solcher Gediegenheit vorgeführt, daß wir von ihnen wohl die Gewißheit erhalten, wie unsers Dichters Optimismus nicht auf leeren Versicherungen beruht.

Jene hohen sittlichen Mächte, vor denen bekanntlich auch Schiller eine solche Pietät hatte, und die für die Auferstehung einer Weltkrisis sogar noch in der Verwesung wirken, sind denn jetzt in unserer Geschichte auch geschäftiger als je, geschäftig bis zum Gericht und zum Tode. Wir ahnen schon, wer Hackert ist. Pauline lebt leichtfertig fort; sie ist sogar oben auf. Sie ist durch das «Jahrhundert», welches Stromer redigirt, und durch welches sie sich schriftstellerisch verjüngt, selbst eine Macht geworden. Sie hat Egon zum Theil in ihrer Gewalt. Dieser „neue Lykurg“ mit Glacéhandschuhen, der sich täglich, ermüdet von dem Minister-Portefeuille, bei Paulinen einfindet zu einem üppigen Diner unter vier Augen! Er schwelgt in geistreicher Rede, in der er sich beinahe das Lustre der Idealität gibt, mit der intriguanten Sippe, die wahrlich nicht zurückbleibt; aber trotz der Aufmerksamkeit, mit der sie ihn fast mütterlich um-

waltet, trotz der Witzbolzen, die sie gegeneinander abschießen, trotz Austern und Champagners, er wirft sich blasirt, gelangweilt auf das Canapé, er hascht nach einer frischern Auster, die noch nicht da ist, aber kommen wird, er verlangt nach Melanie Schlurck. Er analysirt gesprächsweise die Schönheiten Melanie's, er schwelgt in der Wollust schon der Vorstellungen, während der arme Sandrart, der Sergeant, nächstens hinausgeführt wird, um erschossen zu werden! O Lebensgänge und Schicksale, o herbes Nebeneinander ungleicher Loose! Sandrart, der Sergeant, stirbt am Knall einer Flintenkugel, und Egon, der Fürst, läßt Champagnerstöpsel knallen! Erleben wir das an der Blouse, welche die Genußsucht einst geißelte, die Philosophie des Arbeiterthums einst docirte, und jetzt nach einem solchen Mahle einer Ohnmacht nahe ist, um aus Paulinens Hand Kölnisches Wasser als letzte Rettung zu riechen? Nur da scheint er uns wieder zur Besinnung zu kommen, wo er die Mutter gegenüber dieser abgefeimten Pauline vertheidigt. Aber auch diese Wandelung hält nicht lange vor. Und doch welches Gericht auch über Paulinen bricht aus seinem Munde herein — er hat ja die Memoiren bereits gelesen —, daß die bissige Schlange sich darunter win-

det! Und Egon besitzt allerdings „eine ernste Natur“, sodaß auch wir immer wieder für ihn hoffen.

Pauline von Harder hat Hackert, welchen sie einst unter ihrem Herzen getragen, wol nie an ihr Herz gedrückt, aber ihn von sich gestoßen hat sie. Dafür trägt sie schon länger als neun Monate Tag und Nacht einen Wurm unter ihrem Herzen, der nimmer hienieden stirbt, obwol er noch nicht zur Welt kam, und der auch im Salon fortnagt. Ihr einstiger Geliebter, Murray, hat sich, wie wir wissen, aus dem schwarzen Schwane der Schuld in einen weißen verwandelt, sie aber in einen pechschwarzen Raben, und doch gibt die Rabenmutter heute große Soirée und auch Egon und Melanie sind natürlich da. Selbst Schlurck, der auch nicht mehr junge Sünder, ist feinfühliger; er mag keine Gesellschaft mehr; aber er harrt fast fußfällig im Vorzimmer, um Egon beim Nachhausegehen ein Anliegen vorzutragen. Nicht wahr, das ist wieder eine der ergötzlichsten Erfindungen vom Dichter, wie Hackert, der Polizeibeamte, neben Schlurck, ohne daß dieser es anfangs ahnt, in einem andern Zimmer auf die Ludmer wartet, um ihre Gespensterfurcht zu berichtigen; wie er dann zum Justizrath hinüberspringt, und wie Beide ihre Welthumore gegeneinander spielen lassen! Drüben, ganz nahe dabei, ist, wie bemerkt,

fürstlicher Salon; Hackert, der Sohn der gesellschaft-gebenden Mutter, darf aber nicht herein. Er kommt einem vor wie der eben aus dem Kamin in den fürstlichen Vorsaal heruntergefallene Essenfeger, der die schönsten Leckerbissen bloß riecht. Die Komik neben der Tragik erreicht aber ihren Culminationspunkt, und ich wußte mich vor Lachen nicht zu lassen, als Hackert, der sich wieder, in seinem Gotte vergnügt, in's Nebengemach zurückgezogen hat, dem stark niesenden Schlurck sein Prosit durch die offene Thür zuruft. Demokrit und Aristophanes würden den Dichter um diesen hochkomischen Einfall beneidet haben, um damit selbst die seligen Götter des Olymps durch Lachen noch seliger zu stimmen. Und dann geht es wieder, echt musikalisch, in's Sentimentale, in's Rührende, Erschütternde über. Denn wen sollte es nicht ergreifen, und mit unendlicher Wehmuth erfüllen, wie der alte Praktikant und Philosoph der Kunst das Leben zu genießen jetzt aber auch dermaßen gedemüthigt vor uns dasteht, und wie er doch immer noch sogar seine höhern Gemüths- und Geistesinteressen hat. Wenn Schlurck gegen Hackert ausruft: „Du kennst die kleinen Bücher" (vorher waren Rochefoucauld und Chesterfield genannt), „die ich zuweilen zwischen der Mehlspeise und dem Fisch von dir aus meiner Bibliothek

holen ließ, um meinen Gästen einen Satz aus ..." u. s. w., so ist das echt justizräthisch. Advocaten und andere Beamte von Geist, die mehr praktische Fachmänner als eigentliche Gelehrte sind, und schöne Wissenschaften nur zur Erholung, und alles Sonstige auch mehr dilettantisch betreiben, lieben 's stets so, und es ist ganz aus dem Leben gegriffen. So lesen sie ihren «Demokritos» von Julius Weber, so Lichtenberg's «Fragmente», Seume u. s. w., und saugen daraus viel Philosophie und Erheiterung für's Leben. Man muß es Schlurck lassen, es ist ein brillanter Kopf, er hat Geist für zwanzig, und Humor für vierzig, und ist schöpferisch in der Sprache; es ist Alles so schmackhaft, was er sagt, man möchte seiner Suade stets zuhören; und was ihn besonders liebenswürdig macht, ist der Zug, daß er vollends auflebt, alles Herbe der Gegenwart vergißt, wenn er von vergangenen Genüssen spricht, worin der alte Feinschmecker und Schlemmer fast genügsam erscheinen könnte.

Dergleichen Partien, wie die des Zusammentreffens von Schlurck und Hackert im Hause der Geheimräthin, üben mit ihrem komischen Neben-Genre eine um so größere Wirkung aus, als der Ernst des Romans doch immer der vorherrschende, Ideen spendende Tiefgrund ist, der auf nichts Geringeres hinarbeitet, als auf eine Umgestaltung unsers heutigen Lebens

von innen heraus. Man vergleiche mit dem Gesagten den Beginn des Abschnittes: «Das Wachsen des Bundes» (VIII, 127). Da sieht man so recht, welch' ein ganzer Mensch Dankmar sein muß, und wie er auch das Jenseits, welches ihm die Mutter gleichsam vermacht hat, über den großen Aufgaben nicht vergißt, die ihn für das Diesseits beschäftigen. Das deutet auf eine andere Wiedergeburt hin, die hier dem Einzelnen wie der Generation zugemuthet wird, als die ist, mit der man jetzt so gern à la Heine öffentlich renommirt, und die am Ende dennoch eine Unwahrheit ist. Oder tragen heute nicht wieder Viele im Schaugepränge ihre alte Schlangenhaut vor sich her, und werden dazu noch geschmacklos? Man sollte gar nicht glauben, bis zu welchen Abirrungen vom Wahren die Eitelkeit den Menschen zu treiben vermag, um ihm einen kurzen Genuß und — möglicherweise — eine lange Oede wie Selbstqual zu bereiten. Gewiß wurde zu vielen Thorheiten, zu einer Menge von Duellen und andern halsbrechenden Ausführungen die Kraft der Unternehmung nur gewonnen durch die Vorstellung des Aufsehens, welches man dadurch erregen werde. Die überreizte Romantik hat solche Frivolität sogar auf Umwandelungen des innern Lebens und auf Glaubensbekenntnisse ausgedehnt.

Das Convertitenwesen ist, bis auf unsere Tage her, dadurch nicht wenig vermehrt worden, daß man den einzelnen Uebergängern, herüber und hinüber, so große Wichtigkeit beigelegt, daß man solche Schritte nach allen Weltgegenden hin ausposaunt hat. Der eigentliche Anfang, (und somit schon die Thatsache) der innern Umwandelung im Geist und in der Wahrheit ließe sich gar nicht signalisiren und telegraphiren, denn er ist ein ewiger Act mitten in allem zeitlichen Werden. Es spricht für den Bund in unserm Romane, daß man hoffentlich weder in einem politischen noch in einem andern öffentlichen Blatte je lesen wird, dieser oder jener berühmte Mann sei zu den Rittern vom Geiste „übergetreten". Der Geist, welcher das Weltall bewegt, scheint Manchem oft nirgend zu sein, und dennoch ist er im strengsten Sinne des Wortes überall. Die Ritter vom Geiste werden dann am nächsten dem Reiche Gottes auf Erden stehen, wenn sie am weitesten auseinander geworfen zu sein scheinen. Doch — ich nehme meinen Faden wieder auf.

Im Spätern finden wir in dem Baron Otto von Dystra auf's Neue eine Originalfigur. Auch sie ist echt zeitgemäß, aber zugleich so idealisirt, daß sich in ihr alle einzelnen Individualitäten und Verwandtschaften dieser großen Geisterfamilie abspiegeln. Zu einer so

modernen Existenz wie Otto von Dystra gehören vornehme Abkunft, Rang, Reichthum, wo möglich Grundbesitz, Weltbildung und die Gabe, sie in gediegenster Goldmünze gesellig fast zu verschleudern, ohne je an Geist und Metall bankrott zu werden. Außerdem muß eine solche Persönlichkeit, wenn sie auch von ihrem Staate im Auslande verwandt wird, Unabhängigkeit und Freisinn genug besitzen, um auch Souverän für sich zu sein, sich jeden Augenblick auf eigenen Fuß zurückziehen, und doch noch glänzen zu können. Es versteht sich, daß alle diese Einzelzüge nicht in jedem Exemplare seiner Gattung zutreffen werden; in Otto von Dystra finden sie sich alle vereinigt, und mehr noch dazu. Solche Herren leben gern auf Reisen, jedoch auch wenn sie daheim sind, stets wie auf Reisen, und lieben es, sich mit lebendigen und sachlichen Curiositäten zu umgeben. Sie sind in der Regel sehr eingenommen, oft sogar enthusiasmirt für alles Geheimwesen, für Maçonnerie, Malteser-, Illuminaten- und anderes weltliche wie geistliche Ordensthum, wofür sie aber oft nur dilettantenhafte oder doch vermittelnde Interessen haben. Unser Baron ist, charakteristisch genug, umgeben von Negern und Meerkatzen, und schenkt dem Ritterthum vom Geiste sogleich eine sehr sanguinische Aufmerksamkeit. So glänzende Capacitäten sind stets im

Verfolge weltweiter Beziehungen, und lassen sich durch nichts irre machen. Es ist oft sehr schwer, unter ihnen die Autochthonen von den Epigonen zu unterscheiden. Sie haben häufig auch in der Literatür eine außerordentliche Bedeutung. In die Species von Otto von Dykstra — wenn auch mit vielen Abweichungen — gehören aus unserer deutschen Culturgeschichte jener Graf von Bückeburg, von dem Zimmermann in seinem Buche über die Einsamkeit erzählt, er sei einst „durch einige englische Provinzen" rückwärts geritten; Graf von Schlabrendorf, der zur Zeit der ersten französischen Revolution in Paris lebte; Graf von Büqoy, als Naturforscher bekannt; Franz Ritter von Baader, in dessen noch lange nicht genug geschätzter, die ergiebigsten Tiefen aufdeckender Philosophie viel Sympathien und Materialien für das wahre Ritterthum vom Geiste liegen; der so liebenswürdige Fürst Pückler von Muskau, der nicht bloß eine reichhaltige, gesunde Philosophie des Lebens, sondern auch Menschen von schwarzer und anderer Race, wie sachliche Naturmerkwürdigkeiten von Reisen mitgebracht hat. Was nun aber Otto von Dykstra betrifft, so lebt Alles an ihm vom Kopf bis zum Fuß, von seinen Liebhabereien an einer abenteuernden Gedankencombination bis zu

jedem Ausdrucke dafür und der höchsten Ungenirtheit eines Weltmannes, den nichts mehr, auch kein Korb, den ihm öffentlich eine Dame gibt, in Verlegenheit zu setzen vermag. Auch das Kleinste an ihm ist charakteristisch, und vom Dichter kühn und überaus glücklich erfunden. So jenes „Huit", welches der Baron auszustoßen beliebt, als einen russisch nationalen Interjectionslaut, wie ihn der Kosack in der Schlacht braucht, und der Rosselenker in Moskau und Petersburg, um sein Gestüt nicht bloß zur Feuercarrière, sondern auch zum Stillstand auf dem Fleck zu bringen. Indem wir Otto von Dystra in der Umgebung von Negern und Meerkatzen treffen, läßt er doch schnell alle bisherigen Liebhabereien fallen, nun er vom Ritterthum des Geistes hört, um der Comthur der neuen Ritterburg zu sein, bei deren Ausbau er, trotz Neuzeit, ohne Zweifel einen etwas mittelalterlichen Geschmack zeigen wird, sodaß er hier auch mit Lord Byron eine gewisse Verwandtschaft verräth.

Wir finden bei jenem genialen Sonderlinge in, nicht außerhalb der Gesellschaft, außer den uns längst lieb und theuer Gewordenen: Louis Armand und Dankmar, denn auch unsern alten, braven Rudhard wieder, der eine wahrhaft solide Herzerquickung ist in unserer Zeit erheuchelter, oft vor dem Spiegel einstudirter Kopf-

hängerei. Wir finden den Inspector Mangold, den wir von Solitüde her kennen, und der in sich, neckisch genug, den gründlichen Kenner der Düngercultur und der Excellenz von Harder, den Verliebten und etwas von einem stets muntern Landjunker vereinigt. Aber unsere neuen Acquisitionen sind die Herren Voland von der Hahnenfeder und Rochus vom Westen, über die ich, ungeachtet der Zeitgeist in ihnen zwei Organe hat, die zwei Hauptrichtungen der Gegenwart vertreten, leider nicht ausführlich sein darf, da mein Brief sonst wieder zu sehr anschwellen würde. Die Urbilder der Wirklichkeit wird Jeder leicht erkennen, da die Abbilder bis auf jedes Haar treu sind. Wir sehen in ihnen den politischen Katholicismus, mit aller Vorliebe für das mittelalterliche Helldunkel der Glasmalerei, und die katholische Politik, mit aller Vorliebe für eine exclusive Aufklärung und für liberale Vorbehalte vertreten, und bewundern den Dichter, dem auch hier Charakteristiken zu Gebote stehen, die kaum noch ein anderer Autor so durchzuführen vermöchte außer dem Verfasser der «Oeffentlichen Charaktere».

Nun aber vor allem die Kirchhofsscene, wo Murray seinen Sohn in Hackert erkennt («Auferstehung», VIII, 275), deren ich schon früher gedachte! Hier sind in dieser ganzen Partie jene genialen Züge in der

Metaphysik Gutzkow's zu hinreißender Darstellung gebracht, worin er einzig ist; hier sind jene Strömungen lebendigen Wassers zu trinken, von denen es im Evangelium heißt, daß nach solcher Labung Niemanden mehr dürsten werde; hier sind ganze Sternweiten der Ideenwelt zusammengerückt und zu Wahrheiten verdichtet, welche schon allein die «Ritter vom Geiste» zu einem Werke von bleibendem Werthe erheben. Entzückend, ich weiß keinen andern Ausdruck dafür! Und ihr Philister und pharisäischen Mückenseiher wollt an solchen Wahrheiten noch rucken, und den musikalischen Ausklang solcher Worte durch eure hölzernen Phrasen noch verbessern? An Wahrheiten solcher Art rucken, wie wenn Murray ausruft: „Was kann man auch anders, als sich der Natur gefangen geben und sagen: Da hast du mich mit gefesselter Vernunft! Liefere mich dem Tode aus auf Gnade oder Ungnade! — Durch Christus, durch seine Lehre ist dafür gesorgt, daß wir nicht zu Staub verwehen! Es sammelt uns schon Jemand irgendwie in dem Schooße Gottes" (VIII, 272). Was will man denn also? Jene Stelle reicht weiter in das erhabene Sternengeheimniß unserer Existenz hinaus, und entdeckt mehr als aller Scharfsinn einer übermüthigen Kritik, die am liebsten auch Gottes Schöpfung mäkeln möchte. Und nun noch der übrige

Reichthum des Werkes. Wahrlich, wenige Romane der neuern Zeit werden eine solche Weihe und Fülle des Geistes zugleich aufzuweisen haben. — Man nimmt heutigen Tages den Tod meistens in so leicht frivoler Genießlings- und Weltlingsweise wie Schlurck und Pauline von Harder ihn nehmen. Es ist so ein Naturact, meint man, der sich von selbst versteht und damit gut. Als wenn der Tod nicht eine Katastrophe wäre, mit der keine andere einen Vergleich aushält, und über die der Mensch seiner Natur nach doch denken und hinausdenken muß, wenn er nicht eben ein Thier ist. Es verhält sich mit dem Leben und Sterben nämlich so. So lange wir leben, vergeht die Zeit, ob wir glücklich sind oder nicht. Wir machen einen Weg durch, ob er noch so schlecht und schwer zu passiren ist. Plötzlich aber reißt aller empirische Weg ab. Wir stehen, indem das irdische Land aufhört, vor einem Meere (der Unendlichkeit), in welches kein Segel, kein Dampfer führt, und in welches wir doch hinaus müssen. Da ist Murray wol der rechte Philosoph des Christenthums und wahrhafter Ritter zugleich, wenn er an die Liebe Gottes mit aller Zuversicht appellirt; und wer das nicht zu würdigen weiß, der leidet nicht bloß an der Stumpfheit des Herzens, sondern auch an der des Verstandes. Wer aber mit

Murray übereinstimmt, wie **wir**, mein Freund, der hat schon hienieden, wie Ritter vom Geiste es sollen, Jenseits und Diesseits neben- und ineinander; er weiß, daß die Geschichte einen letzten Zweck, der Mensch eine bleibende Stätte, eine Heimath haben muß, aber überall begegnet er schon jetzt solchen, welche ihm dieselbe Heimath vergegenwärtigen, und die ihr eben wie er zusteuern. Ich lege Ihnen ein Jugendgedicht bei, welches ich einst im frühen Vorgefühl der «Ritter vom Geiste» verfaßt habe *), und welches mit einer Stelle des Romans (VIII, 132) erfreulich zusammentrifft, wenn Louis zu Dankmar sagt: „Er wisse nun immer, was er mit den Menschen, die er im Leben sähe, beginnen sollte. — Früher hätte er geprüft, ohne Zweck; er hätte die werthvollen Menschen vergessen oder sich ihrer nur mit jener freudigen Wehmuth erinnert, die wohl den Schiffer ergreifen müsse, wenn auf dem Weltmeer ein Segel an ihm vorüberfahre. Ein Salutschuß und dann ewige Trennung. Jetzt aber halte er im Geiste Jeden" (ein Druckfehler sagt: Ideen) „fest, und möchte ihn dauernd zu dem großen Werke der Befreiung verbinden." — Doch — weiter in der Geschichte!

---

*) Es ist das Motto zu dieser Schrift.

XII.

Das Wunder der Existenz, mein Freund, kann mich täglich und nächtlich zu einer solchen Bewunderung hinreißen, ungeachtet ich nun schon manches Jahr lebe, daß ich mich nicht zu fassen weiß. Ich kann hier, ungeachtet ich Philosophie sehr hoch anschlage, und auch die Erfahrung hinlänglich zu ehren glaube, nichts finden, was sich, wie der Empiriker oft wähnt, von selbst verstünde, sondern ich sehe überall, im letzten prius, ein Wunder. Die Dauer und Ausdauer ist aber nicht minder erhaben wie der Ursprung. Daß der Umlauf des Blutes, diese Rotation eines innern Universums, sich im thierischen Organismus durch so viele Jahre in gleicher Unwandelbarkeit erhält, daß die Bewegung der Gestirne in all' den Systemen ebenso vor sich geht, wie im Zeitalter der Patriarchen; es ist schlechterdings erstaunenswerth, es ist ein Wunder. Nicht minder erhaben erscheint mir die Ausdauer der Kraft — denn es ist ja die Kraft Gottes — des Künstlers in sei=

nem Werke. Daß der Künstler die Bewegung so immerdar in dem Ganzen seiner Schöpfung zu erhalten weiß, daß er den Geist bis in die kleinsten Theile hinaussprüht, und bis zum Ende im Fortgange frisch bleibt; es ist von der dünkelhaften Kritik leicht als ein solches bezeichnet, was so sein müsse, aber das Vermögen, das so etwas durchsetzt, ist bewunderungswürdig, und allein aus dem Gotte zu erklären, von dem es der Künstler hat.

Auch unserm Dichter gebührt höchste Anerkennung, wie er sich, in einem Werke von solchen Dimensionen, bei so immer gleichem Feuer hat erhalten können. Er gibt sich so wenig aus, daß sich in das neunte Buch eine Fülle von Inhalt, von Geist und Gestaltung dermaßen zusammendrängt, während viele Knoten doch schon gelöst werden, daß die schöpferische Kraft erst jetzt ihren Gipfel erreicht, und selbst noch ganz nahe dem Ende die Spannungen in einem Grade wachsen, wie wir es kaum für möglich gehalten hätten.

Wie muthet uns gleich der Anfang des letzten Bandes an, in dieser Ausflucht nach Tempelheide, welcher mit dem Beginne des Romans so sinnvoll correspondirt, und im Tempelstein, am Schlusse des Werks, wieder seinen Gegensatz hat! Hier in Tempelheide finden wir es jetzt, da wir Anna von Harder bereits

kennen und liebgewannen, noch wohnlicher als früher. Es ist ein wahres Paradies, oder doch wenigstens eine Art von patriarchalischer Vorwelt, wie die Thiere, ein jegliches nach seiner Art, mit den Menschen hier immer noch treuherzig verkehren, und der alte Präsident, in der Würde Methusalah's, unter ihnen wandelt, und die herrliche Anna, die auch schon im Abendrothe des Lebens geht, ihnen Futter bringt, und nur Olga, scheuer als das scheueste Reh, in's Dunkel der Waldung schlüpft, um sicher nur an Einen zu denken, nämlich an Siegbert. Ja, wir dürfen dieses Tempelheide schon als das Vor-Eden nehmen, da das Paradies ja wiedergewonnen werden soll durch die Ritter vom Geiste. — Aber vor allem jetzt Dagobert von Harder, Obertribunalspräsident. Das ist ein alter, kostbarer Herr, an dem wir uns über ein so weichliches, materialistisches und doch so viele Fanatismen, bis auf den der Intoleranz, hegendes Zeitalter wahrhaft erheben. Der treffliche Alte hat so etwas von einer ehrwürdigen Bischofsfigur, und doch gar nichts vom Geistlichen. Er ist freilich ein Priester des Rechts im erhabensten Sinne des Wortes. Man muß ihn bei seinem Mahle sehen, wo Anna, seine Schwiegertochter, ihm vorschneidet, oder wenn er die Thiere auf Seelenkunde beobachtet, was ihm sicher viel ab-

wirft für das Rechtserkenntniß und die Straftheorie, oder wenn er einem ganzen Salon und dem Hofe seine Weltweisheit vorträgt, das Resultat beinahe eines Jahrhunderts. Rührend ist es, wie der Greis schon wieder gleich einem Kinde ißt und trinkt, und bedient werden muß, während der Geist doch alle Lebensalter in sich aufgenommen hat, und sich reif zeigt, um in dem großen Haushalte des Universums weiter befördert zu werden. Da ist nichts im Gethier, was dem Menschen noch Widerwillen oder gar Ekel erregte. Die Schildkröte wird gehätschelt und getragen wie ein Kind, die Spinnen werden hier gehalten wie einst die spinnenden Frauen und Töchter im Hause, als die Sitten noch schlecht und recht waren, und auch die Mäuse tanzen hier gerade am lustigsten auf Tischen und Bänken, wenn die Herrschaft zu Hause ist, um sich ihres Daseins zu freuen, und ohne die Ordnung zu stören. Was Dagobert von Harder hier besonders von Pflichten lehrt in unserm Verhalten zur Thierwelt, ist dieselbe Ehrfurcht, die Goethe auch fordert vor dem was unter uns ist. Otto von Dystra wird ordentlich unansehnlich, auch in seinem geistigen Habitus, wenn wir ihn jetzt neben dem Präsidenten sehen; wie das oft Leuten geht, die für sich, oder unter Unbedeutenderen, uns imponiren, neben einem

Größern aber völlig zusammenschwinden. Wenn ich nun auch glaube, um über den herrlichen Alten ein Letztes zu sagen, daß Murray der eigentlichen Lösung des Weltproblems schon um Vieles näher kommt (und es vielleicht sogar wirklich löst) als Dagobert von Harder, so ist es doch wahrhaft segensreich in der Dekonomie des Erdplans, daß solche Größen des 18. Jahrhunderts, mit ihrem gesunden, rationellen Blick, mit ihrer Gerechtigkeit für alles Geschöpf und ihrer unerschütterlichen Ehrfurcht vor dem erhabenen Weltbaumeister immer noch hörbar werden, sonst würde uns der durchaus kranke, oft sogar heuchlerische Mysticismus unserer Zeit vollends überfluten. Der Obertribunalspräsident repräsentirt ein Lehrgebäude, dessen Ruf auf Solidität und strenge Rechtlichkeit ohne Ansehen der Person gegründet ist, eine Firma, die immer sicher steht; er vertritt ein Haus, in welchem auch die Natur in ihrer Majestät zu Rechte kommt, in welchem auch der Deismus seinen Gott zu lieben vermag, ein Haus, welches Christus selber mit anerkannt wissen will, wenn er sagt: „In meines Vaters Hause gibt es viele Wohnungen", denn das Haus des Präsidenten ist freilich in Vergleich mit dem Weltgebäude und den Gedankensystemen selbst nur wieder eine Wohnung, aber die eines Edeln. Von einem

Solchen müssen wir es ganz in der Ordnung finden, zu unserer nicht geringen Freude, aus dem siebenten Capitel zu erfahren, daß die Gebrüder Wildungen ihren Proceß gewonnen haben, daß Dagobert von Harder dazu den Ausschlag gegeben. Nun ist ihr äußeres Wohlergehen, ihr Glück geborgen. Doch — was ist Glück?!

Ich habe nicht mehr Raum, mein Freund, auf die inhaltreichen Entwickelungen der nächsten Abschnitte einzugehen, auf die anmuthigen, wie Alles durchdringenden Details, mit denen der Dichter uns (wie früher schon) dem Hofe nahe bringt — die Gräfin Altenwyl ist eine Gestalt, die uns nicht wenige Damen höchster Kreise deuten hilft, und von welcher Frauen die Kunst diplomatischer Beobachtung lernen mögen —, mit denen er uns an jener unübertrefflichen Scene theilnehmen läßt, in der Rodewald (Ackermann) Anna'n von Harder ihre Enkeltochter Selma zuführt. Doch nein, Alles darf hier nicht übergangen werden, es handelt sich ja um unsern Ackermann! Wie einzig, wie voll der verzeihenden und beseligten Liebe, mit welcher Fassung weiß sich Anna in alle diese Eröffnungen zu finden! Hier springt auch das letzte Siegel, das uns in den Lebensverlauf Ackermann's Einblick gewährt. Was bekommen wir Alles zu hören! Welche Katastrophen der Bildung, der Verirrung, des Kam-

pfes, des Sieges über sich selbst bis dahin, wo dieser Rodewald-Don-Juan-Faust sich als Ackermann, seines schönen Namens würdig, anbaut! Eigen berührte mich in einem solchen Reiseleben, im größten Style Paulinens gedichtet, der Name „Ragaz“. Schon in der Erzählung Paulinens an Egon wurde im Bildungsgange Rodewald's auch Schelling's erwähnt. Wie erfassend mußte auf eine solche Natur wie Rodewald der frühere Schelling wirken! Und da war Rodewald nun „im Abteigarten von Ragaz“, und ahnte damals nicht, daß hier an den natürlichen Steingräbern, ihn, den kühnen Titanen der Naturphilosophie, der einst Berge auf Berge wälzte, um die Anschauung des Unendlichen zu erstürmen, dennoch der Tod bändigen, ihn an den Felsensprüngen der ruhelosen Tamina niederlegen würde, auf daß sie ihm ihr Schlaflied rausche unter den Blitzen der ewigen Firnen und Gestirne, unter dem Donner der Lawinen, im Angesichte aller Weltalter. — —

Wir begegnen im Weitern auch wieder den ergiebigsten Erörterungen über die Grundsätze, die Lebensansichten, die Zwecke, die Institutionen der Ritter vom Geiste. Jeder einzelne Artikel könnte einen Briefwechsel veranlassen. Ein solcher Bund wird und muß die glänzendste Zukunft und zuletzt den Triumph über alle seine Feinde haben, ein Bund, der solche

Axiomata feststellt: „Du sollst Gott mehr dienen, als den Menschen! Du sollst die gerade Straße deiner Ueberzeugung gehen, nicht Noth, nicht Ueberfall und Gewaltthat auf ihr fürchten, sondern in jedem Loose auf die Hülfe warten, die dir zur rechten Stunde von Denen wird, die über dir wachen!" Nur erinnere ich wieder an den köstlichen Schatz, den Egon erhalten, und nicht auszubeuten gewußt, an Thomas von Kempen, und erinnere an mehr als an das, an eine Fassung des Christenthums, wie Murray es faßt und ausübt; denn ich wiederhole: einen andern Grund kann Niemand legen als den Christus gelegt hat für ein Ritterthum des Geistes; welches nicht bloß die Durchfahrt ist zwischen dem heutigen Staat und der heutigen Kirche, sondern schon jetzt mit jenen der Anfang des Reiches Gottes, welches jedoch über die Erde sich ausbreiten soll. Dieser Gesichtspunkt muß festgehalten, es müssen für Religion, Kunst, Wissenschaft, Literatur, Menschenwohl alle Folgerungen daraus gezogen werden, um das in der rechten Art zu würdigen, was (IX, 101) von der Reise „zu einer neuen Messiasoffenbarung" gesagt, und hypothetisch daran geknüpft wird. Wenn aber (S. 102) Dankmar meint: „daß jetzt nicht mehr ein Individuum allein Das vermöchte", so ist darauf zu entgegnen, in einem

außerordentlichen Einzelwesen wird sich auf unserm Planeten stets die Kraft ablagern, die eine Katastrophe des Heils zur Folge hat; aber freilich ist Christus für das Gottesreich im umfassendsten Sinne und daher auch für alle Zukunft allein schöpferisch, und ich habe mich darüber bereits in einem frühern Briefe ausgesprochen. —

Der Fortgang unsers Romans spannt uns stets mächtiger, je schneller wir uns seinem Ende nähern. Egon gelangt, seitdem Melanie sein Weib ist, zu Selbstbesinnungen, zu Monologen, im Schweigen der Mitternacht, unter den Wundern des Sternenhimmels, indem er seines Freundes dort im Thurme gedenkt, daß wir immer auf's Neue für ihn hoffen wollen. Umsonst. Werdeck und Dankmar, dieser sogar mit dem Schrank, entkommen glücklich, und sogar Hackert, der so oft von ihm Verachtete, ist der Befreier unsers Helden, ist der Retter seines Vermögens. Daß dieses später verloren geht, haben wir als ein Glück zu betrachten; umsomehr werden sich die Ritter durch sich selbst, durch ihr geistiges Vermögen, durch uneigennütziges Zusammenhalten erproben müssen. Um Egon's Seele und fernere Stellung streiten sich zwei Genien, einer des Abgrunds und einer des Gottesreichs. Jener ist Pauline, dieser ist Rodewald, der auch ihr einst so nahe stand. Die alte Schlange will von dem längst

Verlockten, von Egon, bis zum letzten Augenblicke nicht lassen. Dies gibt Scenen, Auftritte, die zu den größten Schönheiten unsers Romans gehören. Sie werden aber alle von einer Scene übertroffen, die so viel höher über allen steht, als Rodewald über Paulinen, eine Erfindung und Ausführung, von der ich behaupte, daß sie dem Vollendetsten gleichkommt, was je Dichter geschaffen haben. Es ist das zwölfte Capitel (IX, 304), «Vater und Sohn». —

Von dieser Situation, daß nun endlich Fürst Egon dem Verwalter seiner Güter, Ackermann, das heißt der Sohn dem Vater, Audienz geben wird, nachdem er sie einmal bereits abgelehnt hat, von dieser Situation erwarten wir noch einmal Alles für den stolzen Mann der Tribüne, der uns o wie oft schon getäuscht hat! Auch darin beweist sich die außerordentliche Kunst des Dichters, daß er diese Unterredung schon so lange vorbereitet, sie aber jetzt erst zur Wirklichkeit bringt; auch darin, daß Ackermann im Besitze wie sonst Niemand der Gewalt über seinen Sohn ist, so wie er sich diesem offenbart, und doch schon so lange keinen Gebrauch davon macht. Und wenn er sich's auch dann und wann lebhaft vorstellte, daß er es thun würde, rief er dennoch bei solcher Gelegenheit einmal aus: „Wenn dieser junge Tyrann dich von

seinen Dienern zur Thüre hinauswerfen ließe ... ha, und du griffest in deine Brusttasche, und zögest — nur die Papiere hervor, die deine Behauptung beweisen, die Briefe der Fürstin ... Und dann?" Welche Schleusen hier, welche Cadenz der Vorstellung und der Sprache in diesem Redesatz! Und nun sollen wir die Scene wirklich erleben! Ackermann der Vater, erscheint vor Egon, dem Sohne, dem Fürsten und Minister! Noch dazu weiß dieser schon, daß es der Vater ist — er las ja die Memoiren — aber es wurmte ihn, es war ein Dolchstich in seinen aristokratischen Sinn. Wie wird der Sohn sich jetzt nehmen? Wie der Vater? Wie werden sie einander in's Auge sehen? Welche Worte wird die Sprache in aller Welt für sie haben? Vergessen dürfen wir's nie, daß Egon der Sohn Rodewald's (Ackermann's) ist, daß er also immer ein außerordentlicher Mensch sein wird, und in der That auch ist. Um so mehr, wie wird ihr Begegnen sein? Ich gestehe Ihnen, Freund, mich hatte auf das Wie dieser Confrontation von Vater und Sohn, vor dem allsehenden Richter Gottes, unerhört, ungeahnt, unglaublich, eine Unruhe, ein Vibriren aller Nerven ergriffen, daß ich kaum schon weiter zu lesen wagte. Jetzt, sagte ich mir, während ich pausirte, jetzt, Egon, kommt Der, welcher stärker ist als du, stärker als du mit deiner ganzen Fürsten-

und Ministermacht, ja stärker als alle Macht der Erde, dein edelster Beschützer, dein treuster Freund, dein Erzeuger. Wie flach und brutal frivole Menschen sich auch oft über Bande des Bluts hinwegsetzen, indem sie in ihrem Wahn Alles auf den Zufall zurückweisen, es liegt doch auch in der Blutsverwandtschaft eine tiefsinnige Macht voll Geisterschauer. Der Familiengeist drückt in dem Verhältniß des Kindes zu Vater und Mutter und umgekehrt die Urpietät, die Urliebe aus. Hier webt das schöpferische Geheimniß, hier gehen wunderbare Influenzen auf und ab. Jedes Kind hat das Mutter- und Vatermahl zweier Einzigkeiten in sich, in seiner Individualität, die wieder ein noch nie Dagewesenes ist. Der Vater vollends ist die schöpferische Macht, welche eine Welt aus sich entläßt, die vielleicht selbst wieder Welt zeugt, die aber jenem ewig verbunden ist. Der Familiengeist rechter Art ist diese ewige Copula. Wehe Dem, der sie zerreißt, und nicht wieder herstellt!

Also — der Vater vor dem Sohne, Rodewald vor Egon, noch dazu der Untergebene vor dem Uebergeordneten! Der Fürst scheint vor allem jetzt Etiquette zu wollen, vielleicht um sich zu sichern, vielleicht um Zeit zu gewinnen, zu überlegen. Ein solcher Mann wie Rodewald, so Ernstes voll, so weltgewiegt,

kommt ihm aber zuvor. Dies bringt sichtlich den Fürsten aus der Fassung. Der Dichter wagt (IX, 306) eine Vorstellung in Egon's Seele hinein, im Fall der Vater sich nicht in seiner Gewalt hätte, eine Vorstellung, die dann gewiß nur wie ein infernaler Schatten über die Seele Egon's hinwegjagte, welche uns aber selbst dennoch durchschüttelt. Aber Alles lenkt die Erscheinung eines solchen Vaters und die Kunst eines solchen Dichters in's rechte Gleis. Das Gespräch rückt, und zwar mit Recht, langsam, sehr langsam vor; doch es rückt, wie der Gang eines Gestirns, das zu stehen scheint und doch fliegt, wie die Zeit, wie die schwere Geburt eines Weibes. Können Weltkörper in ihren Bahnen dadurch verzögert werden, daß andere Sphären auf sie einen Druck üben, so gilt dasselbe von zwei geistigen Potenzen, die sich gegeneinander bewegen, in einer so subtilen Weise, daß bloße Gedanken sie aufzuhalten vermögen. Indem Rodewald jetzt schon an und für sich der äußersten Fassung bedarf, drückt auch noch der Gedanke auf ihn, daß hier Derjenige vor ihm steht, dessen Erzeugung eine Verirrung, der Einbruch in das Heiligthum einer Ehe einst war. Indem Egon nicht minder belastet ist von dem Moment, auf den es jetzt ankommt, drückt der Gedanke auf ihn, daß hier Derjenige vor ihm

steht, der ihn entfürstet, der ihn alles dessen entkleidet, was seiner Eitelkeit, seinem brennenden Ehrgeize Genugthuung ohne Gleichen gewährt. Beiden begegnet das, vielleicht ohne daß sie es wissen, aber es begegnet ihnen, und doch — einen Sohn gefunden zu haben, es wiegt eine Sünde auf, und doch — einen Vater in seine Arme schließen zu können, es wiegt ein Fürstenthum auf, und wäre es das eines Kaisers. Hölle und Himmel lauschen solcher Begegnung! Aber — wer sich am ersten orientirt ist Rodewald. Mit wie unendlich ethischer Größe, als Edelmann vom Geiste und nicht von der Geburt, weiß sich Rodewald zurückzuhalten und dennoch zu geben! In jedem, was er spricht, gewahren wir jene vollendete Hoheit und Gegenwart des Geistes, die wir längst an ihm kennen; selbst die Politik, wie handhabt er sie seiner würdig! Selbst Egon erwacht zu seiner ursprünglichen Natur, die, ungeachtet aller Verirrungen, eine edle ist; er wird vor uns wie aus Einem Guß, wenn dieser durchsichtig genug ist, um in ihm eine noch hin- und herschwankende Metallmasse zu erkennen. So wenn er sagt: „Ich wollte einen Staat der Pflichten aufbauen, einen Staat der Arbeit nach jeder Richtung hin. ... Ihre Neffen" (Dankmar und Siegbert) „haben das horrible Phantasma (!) eines Bundes aufgestellt, der von den Gerichten wie eine

Verschwörung aufgefaßt worden ist (!). ... Ich sah die ersten Keime dieser Gedanken in ihm (Dankmar) aufblühen. Hier, hier, an diesen Tisch, da an jenen Thomas a Kempis" (wüßte er ihn zu ermessen!) „knüpften wir unsre ersten Gedankengänge an" (IX, 311). Auch Egon, der Verblendete, sieht im Idealismus, in der positiven Doctrin der Ideen, die bloße Negation. Das Gespräch erreicht seinen höchsten Gipfel in der ideellen Entfaltung da, wo der herrliche Rodewald Sr. Durchlaucht die für unsern Roman so charakteristischen Worte eröffnet: „Es ist uns Allen, als trügen wir ein großes Geheimniß in uns, das wir nur noch auszusprechen nicht wagen und das mit unsrer Generation noch vorläufig in die Erde geht.."!! (S. 314). Und doch, mein Freund, ich glaube, daß dieses Geheimniß in den «Rittern vom Geiste» enthüllt worden ist, und daß ich seinen Inhalt auch in meiner Weise in diesen Briefen mehrfach ausgesprochen habe.

Der ideelle Gipfel dieser Unterredung zwischen Vater und Sohn wäre erreicht, die ganze Scene selbst aber erreicht ihn erst jetzt. Der gute Genius hat gesprochen, der böse will auch sein vermeintes Recht. Pauline von Harder steht zwischen Vater und Sohn! Himmlische Alliance, die dadurch dennoch nicht getrennt

wird! Verwandelt sich das Weib wieder in die Schlange, so Rodewald in den flammenden Cherub. Er kommt über sie wie ein Gericht Gottes, das nicht den Verlockten, sondern die Verlockerin aus dem Paradiese treibt. Vater und Sohn liegen sich in den Armen, nun sie nur Gott sieht; vor Melanie und der Welt scheidet wieder der Niedere von dem Hohen. —

Hackert's letzte Stunde, Murray's Endgericht über Pauline, die Vorgänge auf dem Tempelstein habe ich schon am Anfange hervorgehoben; so kehrt auch das Ende meiner Briefe in jenen Anfang wieder zurück. Das aufflammende Feuer auf dem Tempelstein, das ein Morsches verzehrt, „die Morgenröthe" im reinsten Aufgang, die den neuen Tag den Völkern verkündet, sie sind die Bürgen für die Zukunft des Ritterthums vom Geiste, der ganze Inhalt des Romans ein Bürge seiner eigenen. Lassen Sie uns, Freund, auch Hackert's (er ist ja der Sohn Murray's!) hier noch einmal gedenken. An dem Falle der Geister, den wir Alle noch an uns tragen, wenn wir ihn auch nicht an Spitzkugeln erkennen, krankte er Zeit seines Lebens; aber es regte sich immer etwas in ihm wie die Erinnerung an den Urmenschen, den auch Murray in dem Schlafwandler aufwecken wollte. Auch Hackert deutet auf eine Zukunft hin, wenn auch nur in seiner

Treue, mit der er selbst noch den kranken Arm ausstreckte, um den Schrein zu schützen, und in dem Verzeihen, welches ihm sogar die Rosse schenkten, indem er selbst sagt: „Mitleidig schauten sich sogar die Pferde um", wie sein Vater einst sprach: „Soll die Schmach der Sünde denn ewig sein, ein Verbrechen nie vergessen werden?" —

Und daß der erste Bundestag der Ritter vom Geiste gerade „am Tage des Nikodemus", den 15. September, gehalten wird, sollen wir es nicht als das günstigste Zeichen für das Erreichen seiner großen Zwecke betrachten, da es der Tag des Mannes der Wiedergeburt im Geist und für den Geist ist? Und daß hinfort die Anhänger des Bundes, um neue zu gewinnen, sich an Vielvermögende, Höhere wenden sollen, nicht ebenfalls? Denn die Armen und die Niederen sind sowieso leichter gewonnen, und sind schon gewonnen, wenn wir an das Kameel und das Nadelöhr denken; aber auch auf einige der Reichen und Oberen wollen wir doch rechnen, denn Nikodemus war ja auch ein Pharisäer und noch dazu ein „Oberster". Vor allem aber möge Murray's Geist, der sich auf die rechte Quelle der Ideen und ihrer Praxis verstand, in den Rittern fortleben. Murray wird diese freilich — wie einst Johannes der Täu-

ser — wieder von sich abweisen auf einen Höhern und Höchsten, von dem auch Thomas von Kempen Zeugniß ablegt, und ohne Den kein Ritterthum vom Geiste auf Erden möglich ist. Aber auf dem rechten Wege sind die Ritter, und so werden sie in dieser Richtung auch das Ziel erreichen. Das Ziel ist aber das Reich Gottes auf Erden und kein anderes. Dahin geht auch der Weg der Goethe'schen «Wanderjahre», wenn man nur Augen zu sehen hat. Auch in unserm Romane gesellen einander in Liebe die Arbeiter mit der Hand, die Steinmetzen und die Zimmerer und die Schreiner, und gesellen sich denen des Geistes. Auch Liebespaare sehen wir am Ende unsers Romans einziehen in die neue Welt des Tempelsteins: Otto von Dystra mit Adelen, Louis Armand mit Fränzchen, Mangold mit Luise Eisold, und bald holt Dankmar auch Selma; sie ziehen hier in die Ritterburg ein, ähnlich wie dort bei Goethe, wo sich die Verbündeten nach Amerika einschiffen. Unsere neue Welt aber ist das Ritterthum vom Geiste, welches bald über die ganze Erde gebreitet sein wird, daß sie wie ein Krystallpalast sich erhebt, in dem sich Alle erfreuen der Schätze der Natur und des Geistes.

Ueberblicken wir nun zum Schlusse noch einmal das Ganze unsers Romans, so müssen wir wiederholt

eingestehen, daß in ihm der Gährungsproceß unserer Gegenwart in seinen Hauptzügen zur Darstellung gebracht worden ist. Nicht in der Weise ist dieses geschehen, daß der Verfasser die Richtungen und Vertreter des Zeitgeistes der Zahl, der äußern Vollständigkeit nach zu erschöpfen gesucht hätte, nicht daß er uns, um mich so auszudrücken, bloß den Flächeninhalt der Geschichte gegeben. Das durfte er Andern überlassen, welche sich damit begnügen, dem Hergebrachten zu schmeicheln und den heutigen Zeitgeist schon als makellos zu proclamiren. Auch vermögen es freilich nur Wenige wie Gutzkow, die Wirklichkeit, das Volk in aller Treue der Natur und doch in idealer Beleuchtung uns vor's Auge zu bringen. Gutzkow gibt uns aber auch ebenso wahr und lebensfrisch alle übrigen Stände, wie er uns das Volk gibt, und den Menschen der Zukunft, des Adels vom Geiste noch dazu, und diesen Menschen vor allem. — Wie gesagt, den bloßen Flächeninhalt unserer Geschichte zeichnen durfte nicht einmal der Historiker, geschweige denn der Dichter, der nie auf das Ideal verzichten darf. Ueberall vielmehr kam es dem unserigen darauf an, aus der Tiefe herauszuarbeiten, um aus sicherm Fundament auch die Mitte, die Höhe, und von ihr aus die lachende Aussicht in ein schöneres Zeitalter zu

erhalten. Die Aussicht selbst aber mußte im Fortgange des Romans, und besonders um das Kunstwerk zu gewinnen, sogar in den Vordergrund gerückt werden, sich als die siegende Macht über dasjenige kundthun, was bis dahin gegolten hat, und so mußte der Dichter aus vollen Quellen eigener Erfindung schöpfen. Und er hat aus ihnen geschöpft. Er hat das Eine gethan, und das Andere nicht gelassen. Er hat seine Dichtung «Die Ritter vom Geiste» durchgeführt, ohne die Wirklichkeit zu gering anzuschlagen, und ohne uns in ein Land zu führen, welches nicht Wirklichkeit werden könnte, welches sogar Wirklichkeit werden soll.

Gutzkow wird dem wirklichen Leben in seinem Romane so gerecht, daß er diejenigen Ideen mit in Anschlag bringt, welche noch gesund sind, welche uns bereits vorwärts bewegen; daß er solche Menschen in Scene setzt, welche sich im Gegenwärtigen unter allen Umständen behagen, ihr gewagtes Spiel, indem sie sich höchstens auf ihre Klugheit verlassen, nach wie vor treiben. Aber er führt uns auch Solche vor, welche ihren völlig verlorenen Posten für eine sichere Warte halten, welche der Frivolität, dem Verbrechen im Offenen und Verborgenen alle möglichen Zugeständnisse machen, um nur eine Selbstsucht zu befriedigen, die so raffinirt, so gebildet, so

geistreich noch kein anderes Zeitalter aufzuweisen gehabt hat. Aus dem Gutzkow'schen Romane, wiefern er die Wirklichkeit darstellt, leuchtet es bis zur Evidenz ein, daß der moderne Gesellschaftsproceß, der mit seinem Socialismus groß thut, oder völlig in die Vergangenheit zurückstrebt, es zu nichts Höherm gebracht hat als zu Parteien, zu einem Bündlerwesen, von denen jedes nur sich will, darüber eher das Ganze zu Grunde gehen läßt, und sogar edle Naturen dahinrafft. Nicht die bewußtlose Masse ist das Hemmende in unserer Zeit, sondern die Masse, welche schon bis zu einer gewissen Intelligenz vorgedrungen ist, eine Masse, die mit dem Geiste coquettirt, und doch nur an die Materie glaubt, in diese wieder zurücksinkt, sich auf den Geist zwar beruft, aber dem todten Buchstaben die Entscheidung zugesteht; sodaß solche Massenvegetation die Gesellschaft einer Gefahr aussetzt, die ohne Gleichen sein dürfte.

Je mehr es dem Dichter gelungen, das Alles — und wie Vieles sonst noch! — zu einer Welt schon für sich auszugestalten, desto größer ist die Wirkung derjenigen, welche er auf jene Folie aufträgt. Dies ist die Welt seiner Ritter, die ihnen vorschwebt, für die sie einen Bund stiften, der nicht mehr lediglich sich will, sondern die Menschheit, aber diese nicht bloß so

aus der vagen Perspective einer allmäligen Vervollkommnung der Gattung durch die Gattung, vielmehr durch den Geist, also durch Gott. Sodaß der Dichter sein Ritterthum als eine Wiedergeburt verkündet und durchführt, die mit der christlichen Religion, mit den den Ergebnissen der Wissenschaft, mit dem, was alle Künste zu ihrem letzten Zweck haben, in vollem Einklange steht, und die nicht des Tages Licht zu scheuen braucht.

Der Dichter hat der Nation Wort gehalten, was er einst im Productiven zu leisten versprochen. Gutzkow hat sich bekanntlich fast auf allen Gebieten der Literatur fruchtbar bewiesen. Aber man kann es aus der ganzen Metamorphose seines Hervorbringens entnehmen, daß er längst nach einem Werke strebte, in dem er nicht allein die Grundzüge seiner Lebensansichten zur Gestalt bringen, sondern die Zeit selbst, bei aller Anerkennung für sie, in ein neues Stadium hinüberleiten wollte. Ich berufe mich unter andern auf «Die Zeitgenossen, ihre Schicksale, ihre Tendenzen, ihre großen Charaktere» — späterhin unter dem Namen «Säcularbilder» bekannt. Was dort nur Skizze, was dort mehr Nacheinander war, tritt in den «Rittern» in vollendeter Ausführung als Roman „des Nebeneinander" hervor, der nicht bloß Einzelne, der nicht bloß das deutsche Volk, sondern womöglich alle civi-

lisirten Völker gewinnen will, damit sie sich im Geiste Eins wissen, und den Geist Gottes über die Erde verbreiten. Wir sprechen seit Goethe's großer Hinterlassenschaft soviel von einer Weltliteratur. Gutzkow's «Ritter vom Geiste» wären ganz dazu geeignet, die Weltliteratur allen gebildeten Völkern zum Bewußtsein zu bringen, sie alle unter den Bannern des Geistes zu versammeln, um in allem Guten, Wahren, Schönen erobernd vorwärts zu gelangen, auf daß sie nicht mehr stritten um das Mein und das Dein, auf daß sie in der Literatur nicht bloß trockenes Notizenwesen, flüchtige Unterhaltung suchten, sondern die Erstarkung zu einem neuen Menschenthum durch die Macht des Geistes.

Der Gährungsproceß der Zeit hat auch unsern Rittern nichts erspart, aber schon wird auch der goldene Wein des Geistes unter ihnen verabreicht. Möchte, verehrtester Freund — dies wünschen Sie mit mir —, möchte die neue Sündflut bald verronnen sein, und der Wein des Geistes überall unter den neuen Menschen kreisen, nicht zu Lucullischem Genuß, sondern zu jener Feier der Werke des Tages, zu der Alle berufen sind!

Nachwort.

Wen stimmte es nicht heiter, und berechtigte es nicht zu tausend Hoffnungen für sein Volk und die Menschheit, wenn er am Ende des Jahres, noch voll vom Weihnachtsgefühl wie ich jetzt, den kürzesten Tag wieder überwunden hätte?

Eine Schrift über Gutzkow's Roman «Die Ritter vom Geiste» hat, wie das Nachwort, wie der Roman selbst, eine Beziehung auf den kürzesten Tag, die Verheißungen des Weihnachtsfestes, den Umschwung des Jahres. Es soll mit jedem Menschen, mit den Völkern, es soll mit unserm ganzen Geschlechte noch ganz anders werden, wie es bis dahin gewesen ist. Nur keine mattherzigen, pessimistischen Vorurtheile mitgebracht, wie sie nicht einmal des Verstandes, geschweige des Herzens,

nun gar des Geistes würdig sind. Alle Gebote und Verheißungen der Religion, alle Hebel, Kräfte und Einsichten der menschlichen Vernunft arbeiten daran, daß es anders werde als bisher auf unserm Planeten. Alle Reichthümer der Natur, die jetzt schneller verbreitet werden denn je, alle Schätze der bereits erworbenen Bildung sind sprechende Beweise dafür, daß es anders werden könne. Keinen mächtigern Anbahner für das Bessere und Beste aber hat der Geist als das Wort. Wenn Einsicht und Tapferkeit des Geistes sich mit dem Worte verbinden, so kann ihnen nichts auf die Länge widerstehen. In dem Worte ruht und bewegt sich eine erlösende Allgewalt. Das Ritterthum vom Geiste, wenn es mit der Sprache sich bewaffnet, wird jenen Punkt, den Archimedes schon gefordert, endlich doch erreichen, um wenigstens die Menschheit aus ihren rostigen Angeln zu heben, aus ihrer bisherigen Bahn zu befreien, in eine gottesnähere sie zu reißen. So wird es dem Ritterthum vom Geiste vorbehalten sein, den kürzesten Tag in den längsten zu verwandeln, das ganze Leben zu einem geweiheten zu machen, und das neue Jahr in ein ewiges Heute umzusetzen.

Man möge den Verfasser vor allem in denjenigen Partien seiner Schrift nicht misverstehen, in welchen

er des Speciellern auf eine Neugeburt der menschlichen Gesellschaft hindeutet. Es ist von ihm nirgend auf eine engherzige Polemik, bei der am wenigsten im Reiche des Geistes etwas herauskommt, abgesehen. Man muß auch gegen das Bestehende gerecht sein, um das Kommende zu gewinnen. In dem bestehenden Staate und der bestehenden Kirche, wenn es ihnen nur irgend noch um die Aufrechthaltung der göttlichen Ordnung, um die ideellen Heiligthümer zu thun ist, wird immer das Reich Gottes im Keime schon enthalten sein. Man darf jener beiden selbst wegen deren Mängel nicht verschweigen, aber man muß sie als bestehende auch ehren. So allein gedeihen wir weiter. Wo solche Freisinnigkeit, die freilich noch immer zu dem Seltensten des Seltenen gehört, nicht ausgeübt wird, da wird alle Reform schon im Mutterleibe verpfuscht. Das Weib, in dem sich ein neues Leben bildet, hat unter allen Umständen Heiligkeit in Anspruch zu nehmen. Schicket euch an, den neuen Weltbürger würdig zu empfangen, ihn würdig zu erziehen, aber — ehret auch die Mutter! In der bloßen Anfeindung und Zersetzung hat sich noch immer der eigentliche Mangel an aller Productivität kundgegeben. Dies möge sich auch eine gewisse Schicht unserer heutigen Kritik merken. Warum traut man der Verständigung auf dem

Wege freimüthigen Gedankenaustausches noch immer so wenig zu? Weil man den Vater des Gedankens, den Geist, noch immer nicht genug achtet, kaum an ihn glaubt. Warum hat man keine Freude an der Herrlichkeit des Lebens, an der Schönheit des Kunstwerks? Weil man zu schwunglos, zu frivol geworden ist, um in Gott die Quelle alles Lebens zu schauen; weil man nur sich will, und sich in der Zerstückelung dessen gefällt (wie Knaben in der Thierquälerei) was Andere hervorbringen.

Den Ausdruck: Reich Gottes, auf welches das Ritterthum vom Geiste hinzuarbeiten hat, möchte ich mir in meiner Schrift um keinen Preis rauben lassen. Es ist der umfassendste Ausdruck von allen, es ist diejenige Zukunft der Erde, in welcher der doppelte Triumph des wahrhaften Staats und der wahrhaften Kirche zur einheitvollen Erscheinung kommt, in welcher beide nicht getilgt sind, sondern ihre unvergängliche Blüte und Frucht zugleich erreicht haben. Man durchbringe das Christenthum nur erst bis auf seinen tiefsten Grund, man ziehe nur erst alle die Consequenzen, welche aus diesem Grunde folgen, und man wird sich davon überzeugen, daß keine irgendwie wesentliche Gestalt der Menschheit dabei zu kurz kommt, daß China und Indien, daß Judenthum und Hellenismus

nebst Islam, daß Katholicismus und Protestantismus, daß Wissenschaften und Künste, und welche Wunderbildung der Baum der Menschheit je getrieben haben mag, oder noch treiben wird, in Poesie und in Prosa, dabei zu ihrem ewigen Rechte gelangen. Es war für mich eine große Genugthuung, daß ich mich (nach Absendung meines Manuscripts an den Druckort) davon überzeugte, wie auch der unvergleichliche Leibniz auf eine solche Zukunft der Erde in den Grundzügen seines Philosophems hingearbeitet hat. Auch erinnere ich hier an das zukunftsvolle Wort Schelling's von einer Johanneischen Kirche. —

Der geneigte Leser wolle es nicht übersehen, daß diese Schrift über «Die Ritter vom Geiste» in Briefen abgefaßt worden ist. Diese Form ist hier kein bloßes Aushängeschild, sondern aus einem inniggehegten Bedürfnisse des Gemüths hervorgegangen. Ich gestehe, daß gehaltvolle Briefe zu empfangen, sie womöglich auch zu schreiben, einer der Hauptlebensreize für mich ist, eben weil im Briefe Alles zur Sprache gebracht werden darf, der Ausdruck nicht lange abgewogen zu werden braucht, Uebergänge in die verschiedensten Tonarten erlaubt sind, und zumal weil hier, außer der Aufhellung, auch der Wärme

des Gemüths, auch dem Frohgefühl und dem Enthusiasmus des Schönheitssinnes alle Aeußerungen erlaubt sind. Es ist charakteristisch für die Deutschen, daß keine Literatur reicher an lebensvollen, aus der Wirklichkeit hervorgegangenen Briefen ist, als die ihre, daß sich aus ihnen ein Verkehr höherer Art aufbaut, als ihn die heutigen Situationen des unmittelbaren Umgangs meistens zuzulassen pflegen. Ich gestehe, daß ich jede meiner Schriften, sogar jede Vor- wie Nachrede, gern wie einen Brief betrachte, den ich an die Nation, an die Kritik richte; daß ich die Liebe nicht zu unterdrücken weiß, welche ich für beide empfinde, wiefern sie sich auf höhere Fragen einlassen, höhere Fragen zu würdigen geneigt sind. Jeder Brief der Art, sollte ich meinen, wäre wol der Antwort nicht ganz unwerth. Wie lange aber muß man in unserer Zeit oft auf Antwort warten. Ich selbst habe mir Vorwürfe zu machen, wie gern ich sonst Briefe schreibe, manche Frage obigen Sinnes noch nicht beantwortet zu haben. O, wir schwerfällig hinlebenden Menschen! Und doch, welcher fruchtbare Verkehr könnte sich gewinnen lassen, wenn wir allemal treu und rüstig in der Antwort wären! Freilich besser noch immer keine Antwort als eine flache, als eine schnöde, als eine solche, die auf unsere inhalt-

reichste, heiligste Begeisterung mit einem kritischen Achselzucken, mit einer eisigen, malitiösen Mäkelei antwortet. Wahrlich, das Eis des December vermag uns eine köstliche Abkühlung nach der Glut des Sommers, nach der Hitze der Arbeit zu gewähren; aber das Eis einer dünkelhaften Kritik vermag uns auf lange Zeit zu erkälten, daß wir kaum wieder aufthauen. Doch — genug von diesen Eissorten.

Meine Schrift über Gutzkow's «Ritter vom Geiste» knüpft sich an eine Reihe von größern und kleinern Arbeiten ähnlicher Art, Arbeiten, in denen ich allen Bessern und mir einigermaßen genügen wollte in der selbstschöpferischen Durchdringung und Anschauung dichterischer Werke, mit der Betheiligung des ganzen innern Menschen an ihrer Bedeutung für Gegenwart und Zukunft. So schließt sich diese Schrift zunächst meinem Buche: «Friedrich Hölderlin und seine Werke. Mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart» (Stuttgart und Tübingen 1848), und einem andern: «Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts» (Mainz 1854) an. Der Leser wolle die gegenwärtige mit den beiden frühern Schriften vergleichen, und er wird finden, daß alle drei aus demselben Princip, mit der-

selben Wärme einer optimistischen Weltanschauung gearbeitet sind.

Vorliegende Schrift über «Die Ritter vom Geiste» ging aus einer unendlichen Freude, aus einer festen Ueberzeugung und aus einem tiefen Schmerze als eine Nothwendigkeit hervor. Die Freude war die Trefflichkeit und der unerschöpfliche Reichthum des Gutzkow'schen Romans; die Ueberzeugung die, daß ein so gediegenes Werk mit der lockern Bezeichnung eines bloßen „Zeitgemäldes" auch nicht entfernt gewürdigt worden sei, daß man sichs im Ernste eingebildet habe, der Ernst mit einem Ritterthum vom Geiste sei ein bloßer Scherz, und es dürfe mit uns Menschen des 19. Jahrhunderts Alles beim Alten bleiben; der Schmerz aber war der, daß «Die Ritter vom Geiste» längst erschienen seien — in der dritten Auflage, nach der ich stets citirt habe, sind die geschmackvollsten Veränderungen von der Hand des Verfassers wahrzunehmen —, daß das deutsche Publicum sie zwar fleißig gelesen habe, daß aber in Deutschland und unter den Deutschen noch sehr Vieles völlig beim Alten sei, und das Ritterthum von der Materie und vom bloßen Ahnenthum eben wieder Epoche mache.

Dennoch wird es besser werden. Mein Glaube an die Menschheit hat mit dem Studium des

Gutzkow'schen Romans sich um Vieles befestigt; denn wo auch nur eine solche Stimme laut werden konnte, da muß der Fortschritt bis zur Vollendung außer Zweifel sein.

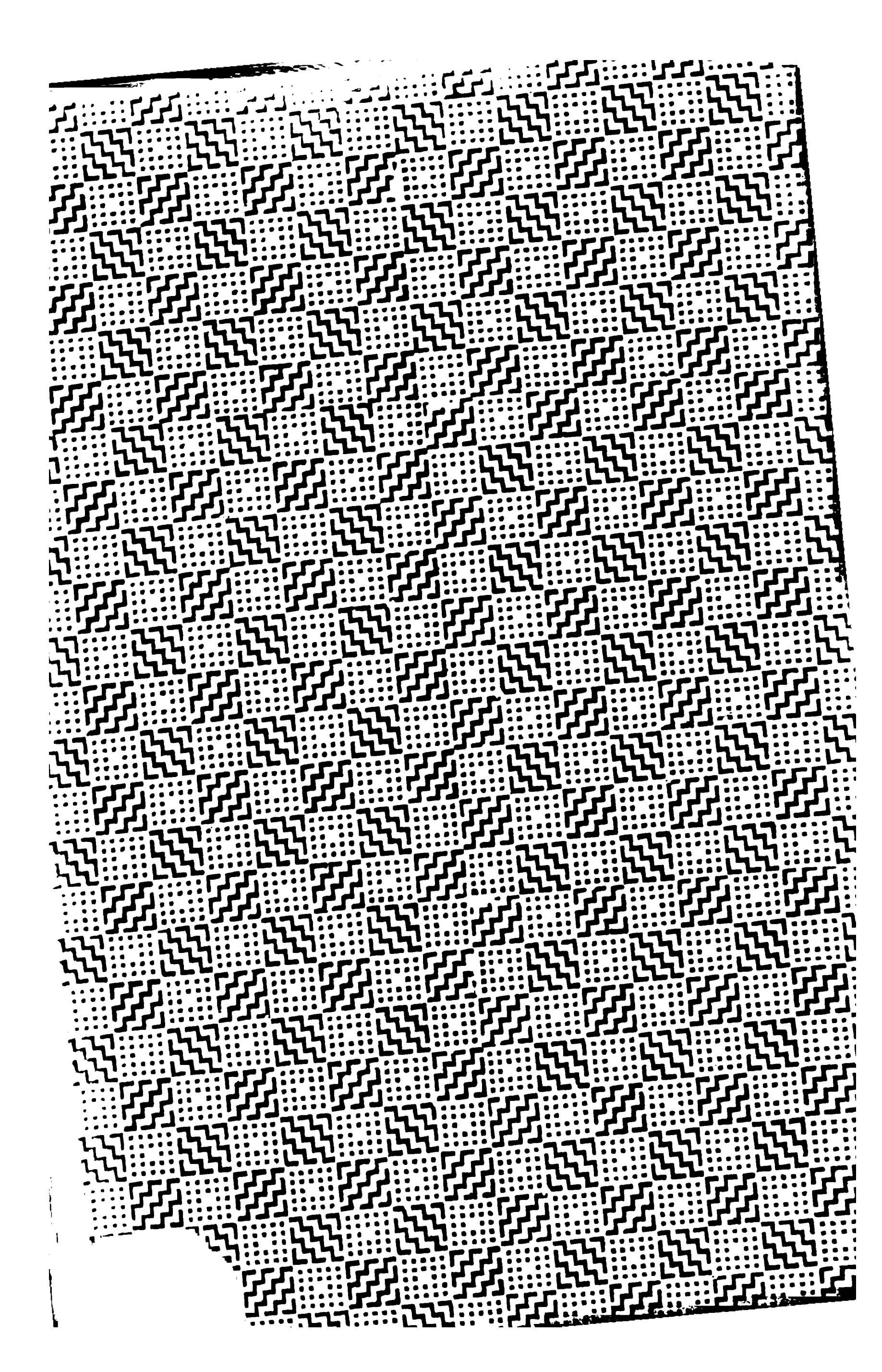
Königsberg in Ostpreußen,
im December 1855.

Alexander Jung.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

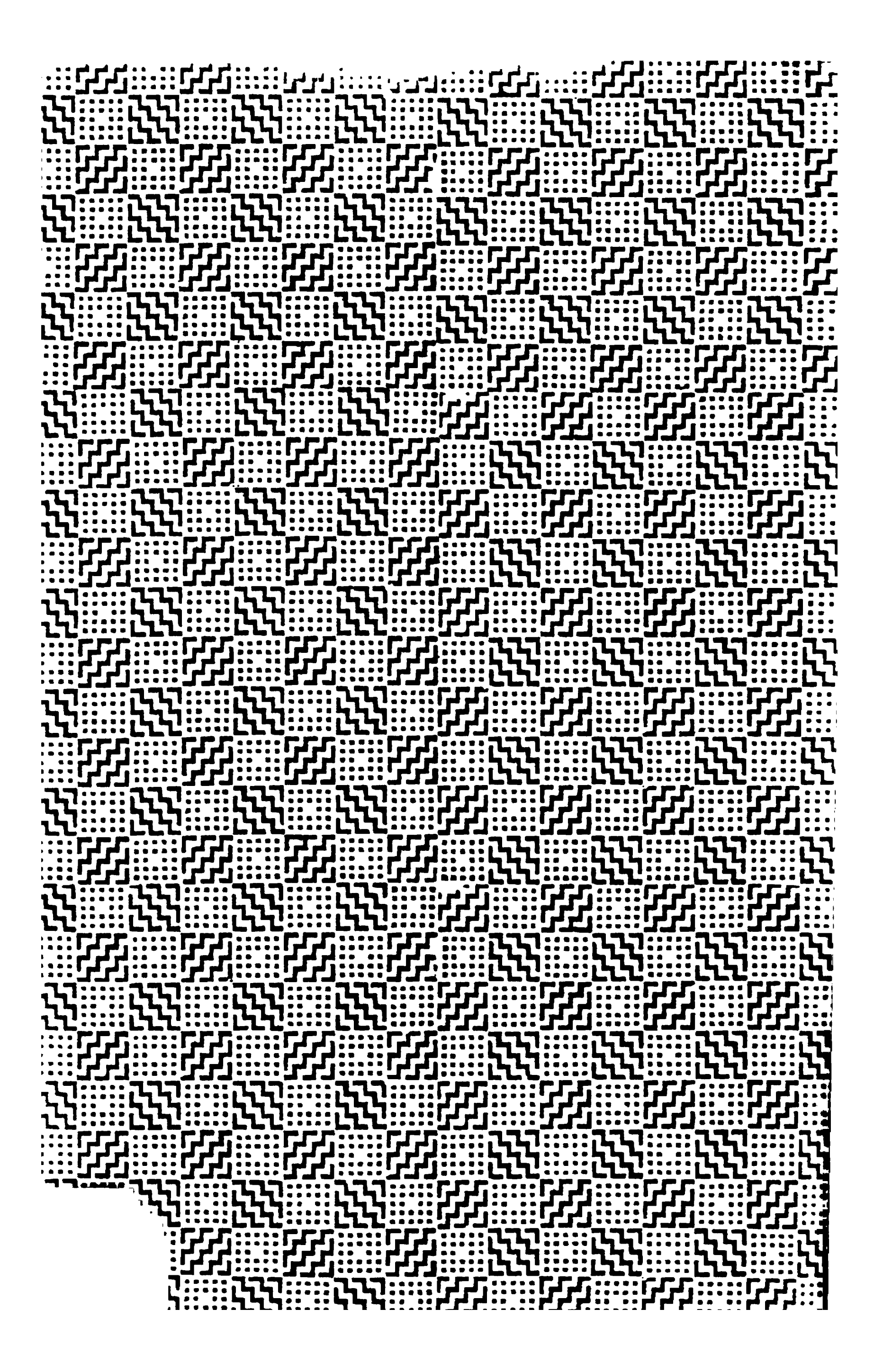






DATE DUE





DATE DUE

